

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1937

10 (18.5.1937)

Die badische Schule

Sachbearbeiter: Professor Michel Fuhs, Karlsruhe, Welzienstraße 18b

Am 9. November

Heut' ist der Tag, da sollt ihr beten,
Nicht Worte, wie sie oft gedankenlos
Von euch gesprochen, die im Wind verwehten,
Nein, ein Gebet, das innig, stark und groß.

In stummem Schmerz sollt ihr die Fäuste ballen,
Der Opfer denkend, die im Glauben fest
Für Deutschlands Neugeburt gefallen,
Und schwören, daß ihr niemals sie vergeßt.

Und ein Gelöbniß sollt ihr still erneuern,
Das in euch brenne, ewig heiße Glut,
Das nicht nur ein geläufiges Veteuern,
Für das ihr einstehn müßt mit euerm Blut:

In euerm Streben niemals zu erschlaffen,
Zum Kampf für Deutschlands Ehre stets bereit,
Für euer Volk mit Schwert und Pflug zu schaffen,
Damit ihr würdig jener Opfer seid.

Heut' ist der Tag, da sollt ihr treten
Vor Gott in wilder Leidenschaft
Und mit zutiefst empfundenen Gebeten
Für euer Werk erslehen heil'ge Kraft.

Otto Lisch.

Friedrich Ventmann **Auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit
im Kampf um deutsches Volkstum.**

In dem Ringen unserer Grenz- und auslanddeutschen Bruderstämme um die Erhaltung ihres Volkstums fällt neben der Schule dem bodenständigen Schrifttum eine ganz besondere Bedeutung zu. Während die Schule dafür Sorge trägt, daß die heranwachsende volksdeutsche Generation mit der Muttersprache vertraut bleibt, daß sie das geistig-seelische Erbgut unseres Volkes als verpflichtendes Erbe in sich aufnimmt, sammeln sich im Schrifttum alle Kräfte, die dem arteiligen fühlen und Denken dichterischen Ausdruck verleihen. Aber die volksdeutsche Dichtung ist uns nicht nur als Ausdruck schöpferischen Geisteslebens im Grenz- und Auslandsdeutschum wertvoll, sie hat auch eine sehr weitreichende politische Funktion innerhalb der Siedlungsgruppen zu erfüllen. Sie wirkt befruchtend und formend auf das Volkstum zurück. Sie weckt das Bewußtsein volklischer Gemeinschaft, sie schafft die Sinnbilder, an denen sich die volksdeutsche Gesinnung aufrichtet. Sie schlägt die geistigen Brücken zum deutschen Mutterland, denn das Wort der auslanddeutschen Dichter wendet sich an alle Deutschen diesseits und jenseits der Grenzen.

So ist in der auslanddeutschen Dichtung die wurzelhafte Beziehung zwischen Dichtung und Volkstum ungleich inniger und sichtbarer als im reichsdeutschen Schrifttum. Sie verwirklicht vorbildlich die Forderung, die wir im Reich heute an die Dichtung stellen: daß sie, entsprechend ihrem geistigen Führungsanspruch, dem Leben des Volkes diene, indem sie die volkschaffenden Kräfte, die arteiligen Werte im künstlerisch geformten Bilde gestaltet.

Leider blieb dem auslanddeutschen Schrifttum bis in die jüngste Vergangenheit hinein die Aufnahme und Anerkennung im Reich versagt, die ihr nach ihrem dichterischen Rang und ihrem volkspolitischen Wert gebührt hätte. Die Schuld daran trifft einmal die Literaturforschung und Kritik, die dem Schaffen unserer auslanddeutschen Dichter, entsprechend ihrer vorwiegend ästhetischen Wertung, gar nicht gerecht werden konnten, die das auslanddeutsche Schrifttum höchstens als Randgebiet in ihre Darstellungen einbezogen und ihm allenfalls als „Unterholz der Dichtung“ beschränkte Geltung einräumten¹. Mitschuldig aber ist unser Volk überhaupt, das — solange ihm volksdeutsches Denken fremd war — keinen Sinn für Dichtung aufbrachte, die nicht Schritt hielt mit der jeweils gültigen literarischen Mode. Erst seitdem wir fähig sind, die Weite des großdeutschen Lebensraumes zu erfassen, seitdem wir die Schicksalsverbundenheit aller deutschen Stämme innerlich miterleben, sind wir aufgeschlossen genug, um den dichterischen Schöpfungen unserer Auslandsdeutschen Verständnis entgegenzubringen.

¹ Siehe dazu die richtungsweisende Schrift von S. Kindermann, *Dichtung und Volkheit*.

Hans Grimm hat in seinem „Volk ohne Raum“ unserem Volk zuerst die Augen geöffnet für die Größe volksdeutschen Schicksals. Er wies zugleich den auslanddeutschen Dichtern fruchtbare Möglichkeiten für ihr eigenes Schaffen. Durch sein Beispiel angeregt, gewannen sie Mut, ihren völkischen Selbstbehauptungskampf auf ihrem Siedlungsraum darzustellen. So ist heute auch in der Dichtung die Brücke geschlagen zwischen Mutterland und Kolonialboden.

Der siebenbürgische Dichter Heinrich Jillich hat in seinem Aufsatz „Deutsches Volk und Buch in der Welt“² der volkszerzieherischen Sendung der auslanddeutschen Dichtung gültigen Ausdruck gegeben: „In die Kammern der Wirklichkeit dringt keine Wissenschaft und kein Studium so weit vor wie die Erschütterung durch das dichterische Wort der Auslandsdeutschen, das durchaus nicht nur ein politisches sein muß, sondern unser Menschentum durch menschliches bereichern soll. Es ist eine Besenkung unserer Seele, wenn wir durch diese Dichtung fühlen lernen, wie die Tannen der Karpathen rauschen, wie der Wind an den baltischen Küsten flagt, wie die Glut in Deutschsüdwest sengt, wie Wolgalieder klingen, wie Jungen unseres Blutes mit Kindern anderer Jungen spielen und sich schon in diesem Alter Volk von Volk sondert, aber beide eine Möglichkeit des Nebeneinanderlebens finden — Erkenntnisse, die einem Binnendeutschen durch eigenes Erleben nicht zuwachsen. Es kann der Volksseele nur Gewinn bringen, wenn ihr Weltbild größer wird im Nacherleben deutschen Schicksals und deutscher Leidenschaft unter fernen Simmeln, und wenn sie durch die wolhymischen Wälder oder südbanater Steppen schreiten lernt wie durch eine deutsche Landschaft am Rhein und daher die ganze Spannung jener volksbunten Gegenden bewußt miterlebt und in sich aufnimmt als eine Lebensform, die unserem Volke ebenso aufgegeben ist, wie die der Alpen, die der Großstädte oder die der märkischen Seen... Erst wenn das gesamtdeutsche Volksgefühl so weit gefestigt ist, daß der unbekannte Mann in der Masse, die Frau und das Kind unter einer Rechtsverletzung, die Auslandsdeutschen widerfährt, wie unter einem selbsterlittenen Schlage zusammensucken, erst dann hat das auslanddeutsche Schrifttum die Tiefen der Volksseele befruchtet, erst dann wird es überall ein gesamtdeutsches Erleben, eine gesamtdeutsche Haltung und lebendige Verbundenheit geben. Und dann ist die Knechtung deutscher Menschen unmöglich, denn niemand wird Deutschen Unrecht tun, wenn dieses zu einem Empörungsturm führen muß, der den ganzen, weitgestreckten Volksleib über die Erdteile hinweg erfaßt, wenn die Ehre der Unterdrückten als Ehre des ganzen Volkes empfunden wird!“

In der richtigen Erkenntnis, daß schon die Schule mit

² Das Innere Reich, 1936.

der Erschließung der volksdeutschen Dichtung beginnen muß, sind bereits in unsere neuen Lesebücher Auschnitte aus den Werken auslanddeutscher Dichter eingeführt worden. Damit erwächst dem Lehrer die Aufgabe, das dichterische Schaffen der Siedlungsgruppen zu überschauen, in die besonderen Lebensbedingungen der auslanddeutschen Dichtung einzubringen. Es soll daher in den folgenden Aufsätzen versucht werden, eine Einführung in die so verschiedenartigen Werke zu geben.

Es ist ein weiter, weltweiter Weg, den wir beschreiten wollen. Er führt uns vom Südosten Europas über das sudetendeutsche Grenzland ins Baltenland und Wolgaland. Er führt uns nach Westen und Süden: ins Elsaß und nach Tirol. Allüberall im weiten Erdenrund, wo Deutsche gesiedelt haben, ist in deutscher Junge gedichtet worden, hat Liebe zum Mutterland und Sorge um deutsche Art schöpferische Kräfte geweckt: in Amerika ebenso wie in den ehemaligen deutschen Kolonien.

Dabei soll ausdrücklich die politische Sendung dieser Dichter herausgearbeitet werden. Dadurch unterscheidet sich diese Arbeit von dem Buch W. Schneiders „Die auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit“ (1936, Verlag Weidmannsche Buchhandlung, Berlin), welche eine umfassende Darstellung des Gesamtschrifttums

aller auslanddeutschen (nicht der grenzdeutschen) Volksgruppen enthält. Schneider hat auch solche Werke einbezogen, die politisch unwesentlich sind: Heimatdichtungen im engeren Sinn, Darstellungen fremden Volkstums, rein persönliche Auseinandersetzungen mit allgemeinen Lebensproblemen. Er legt seiner Wertung ausschließlich ästhetische Maßstäbe zugrunde. Doch zeigt seine Arbeit gründliche Kenntnis der einschlägigen Literatur und der besonderen Entstehungsbedingungen des literarischen Schaffens in den verschiedenen Siedlungsräumen.

Die wachsende Anteilnahme des Reiches an dem Geistesleben der Auslandsdeutschen übt nicht zuletzt eine sehr wesentliche Rückwirkung auf das Auslandsdeutschtum aus: sie gibt den in ihrem Volkstum bedrohten Dichtern erneuten Mut zu ihrem volksdeutschen Bekenntnis, zum Glauben an den Sinn ihres Schaffens, ihres Kampfes. Der auslanddeutsche Dichter fühlt sich heute nicht mehr als Abgesprengter, nicht mehr als einsamer „Hüter des Sakraments deutscher Tragik und Größe“ (Jillich), sondern als Vorkämpfer für das größere Deutschland. So vertieft sich heute die fruchtbare Wechselwirkung zwischen Mutterland und Kolonialboden, und wir erfüllen durch unsere Bereitschaft, die Stimmen unserer auslanddeutschen Dichter zu vernehmen, eine volkspolitische Pflicht.

1. Siebenbürgen.

Unter der Zahl auslanddeutscher Siedlungsgruppen in Osteuropa ragt Siebenbürgen seit jeher durch seine innere Geschlossenheit und volksdeutsche Gesinnung hervor. Obwohl es zahlenmäßig mit seinen 230 000 Sachsen zu den kleineren auslanddeutschen Volksgruppen gehört, obwohl es den siebenbürgischen Raum nicht allein besiedelt, sondern mit verschiedenen Völkern zusammenlebt, ist es in seiner kulturellen Haltung und in seiner zähen Behauptung deutscher Eigenart vorbildlich und gilt daher als das klassische Land des Auslandsdeutschtums. Enger als die anderen osteuropäischen Siedlungsdeutschen haben die Siebenbürgener seit dem Mittelalter in geistiger Verbindung zum reichsdeutschen Mutterland gestanden. Entschiedener und einmütiger als die anderen Balkandeutschen haben sie fremdvölkische Einflüsse abgewehrt, haben sie Lockungen und Drohungen des Staatsvolkes standgehalten. Zatten sie sich vor dem Kriege der fanatischen Magyarisierungsversuche Ungarns zu erwehren, so werden sie seit 1920, seitdem Siebenbürgen dem rumänischen Staat angegliedert ist, aufs schwerste in ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit bedroht. Diesen Kampf um deutsches Eigentum und Eigenrecht führen die Sachsen mit der gleichen Zähigkeit, mit der sie vor Jahrhunderten den Anstürmen der Türken und Tartaren getrotzt haben.

Auch das Schrifttum der Siebenbürgener steht ganz im Zeichen dieses Volkstumskampfes. Es zeugt von der hohen geistigen Kultur dieses Stammes, daß er in seinem kleinen Lebensraum ein eigenes Schrifttum entwickelt hat, das heute im gesamtdeutschen Raum Beachtung findet, nicht nur wegen seines politischen Gehalts, sondern auch wegen seines dichterischen Ranges und seiner gediegenen, bodenständigen Kraft. Wenn die siebenbürgische Dichtung des 19. Jahr-

hunderts wesentlich Heimatdichtung, bestenfalls Nachhall der jeweiligen deutschen Literaturbewegung war, so hat sie in der Gegenwart Werke aufzuweisen, die auch uns Reichsdeutsche unmittelbar angehen. Die Erschütterung durch die Weltkriegserlebnisse, die tägliche Existenzbedrohung durch die neuen Machthaber haben die seelischen Kräfte dieses Kleinvolks tief aufgewühlt und die sittlichen Kräfte gestählt. Die dem Reich wie den Auslandsdeutschen neu zuströmende Erkenntnis von der Schicksalsverbundenheit aller Deutschen, hat den Blick für ihre völkische Lebensaufgabe erweitert. So haben Not, Gefahr und volksdeutscher Sendungsgedanke einen geistig-seelischen Nährboden geschaffen, auf dem Bedeutendes wachsen konnte.

Es ist das Verdienst Adolf Meschendorfers, den heimatischen Kulturraum für diese Aufgabe vorbereitet zu haben und durch seine Dichtungen die geistige Brücke zum Mutterland geschlagen zu haben.

Adolf Meschendorfer.

In seinem eben erschienenen Aufsatz „Schaffen und Wirken“ (in „Siebenbürgen, Land des Segens“, Reclam, Nr. 7367/8) hat der 1877 geborene Meschendorfer seine Entwicklung geschildert. Er preist es als Glück, in Kronstadt, dem geistigen Mittelpunkt Siebenbürgens, aufgewachsen zu sein. Als Sohn eines Kaufmannes rang er seinem Vater nur schwer die Erlaubnis ab, studieren zu dürfen. Schon in der Schulzeit, die er in dem altberühmten Gonterusgymnasium verbrachte, begeistert er sich für Nietzsche, Böcklin und Wagner. Mit diesen „Leitsternen in der Seele“ reist er als Student der Philologie und Theologie nach Deutschland, wo zunächst die reichsdeutschen Arbeits- und Kulturleistungen einen überwältigenden Eindruck auf ihn machen. In seinem Roman „Die Stadt im

Osten", der viele autobiographische Züge enthält, schildert Meschendorfer seine Erlebnisse als Student in dem damals reichsdeutschen Straßburg. Mag er den Reichsdeutschen für sein Studium auch viel verdanken, in einem fühlt er sich ihnen überlegen: „Sie sind zu meist Kosmopoliten für mich, der ich gewöhnt war, nationale Fragen ohne Philosophie mit dem Instinkt des Blutes zu entscheiden. Jeder faß wie in der Zelle eines kleinen Museums, dessen Aufrichtung sein Lebenswerk bedeutete.“ Als Auslandsdeutscher erkennt er sicheren Blicks die deutschen Gefahren: den Individualismus, die Problemverfangenheit, die Hingabe an die Welt der reinen Wissenschaft. Er muß es sogar erleben, daß er von seinen reichsdeutschen Kameraden als Ausländer betrachtet wird.

Nach beendeter Studienzeit kehrt Meschendorfer in seine Heimat zurück, um Lehrer in Kronstadt zu werden. Jetzt erlebt er bewußt den „festgefühten, heiligen Ring der Volksgemeinschaft“, der alle seine Landsleute umspannt. Gerade um die Jahrhundertwendemehren sich die Eingriffe gegen die politischen Rechte der Sachsen; in dieser Lage wachsen die Siebenbürgener aus Selbsterhaltungstrieb wie zu einer großen Familie zusammen. Meschendorfer erkennt die Segnungen seines Heimatlandes und durchschaut nachträglich die inneren Brüche und Schäden, an denen Reichsdeutschland krankt: den Partikularismus, die Parteikämpfe, die Bildungszer splitterung und die jüdische Machtstellung. Er weiß jetzt, daß er fester im Deutschtum verwurzelt ist als mancher reichsdeutsche Großstädter, der der Gefahr des intellektuellen Nomadentums erliegt. „Beglückt erkannte ich, daß wir Siebenbürgener Sachsen noch gefeit waren gegen die öde Gleichmacherei einer wurzellosen, oft nur papiernen Kultur.“ Mundart und Brauchtum, lebendiger Familiensinn und natürliche Volksverbundenheit aller Stände haben hier ein Volkstum geschaffen, das weder innerlich noch äußerlich zerfällt werden kann. Freilich sieht Meschendorfer auch bald die Krankheiten, die den eigenen Volkskörper schwächen: die zunehmende Vergreifung des Siebenbürgener Gemeinwesens durch allzu zähes Festhalten am Überkommenen. Er vermißt den kühnen Kolonistengeist von dereinst. So wird er selbst zum revolutionären Neuerer. Er läuft Sturm gegen provinzielle Enge und Rückständigkeit. In der von ihm gegründeten Zeitschrift „Die Karpathen“ sucht er das literarische Leben der Heimat zu erneuern. Als Anhänger des jungen Naturalismus kämpft er gegen die Epigonenkunst. Nach dem Vorbild des Kunstwerths will er das künstlerische Gewissen der führenden Volksschichten wachrütteln.

Lange schwankt Meschendorfer zwischen Lehrberuf, Dichtung und Forschung. Zwar entscheidet er sich für das Schulamt, er wird Professor, später Direktor am Gonterusgymnasium; doch darüber hinaus gilt sein Schaffen der Erneuerung des Kronstädter Gemeinschaftslebens. Mitten in diesen Arbeiten und Kämpfen wird er von Dichtungen „überrascht“. Er schreibt den Roman „Leonore“, der in künstlerischer Form Kritik an seinen Stammesgenossen übt. Dramen entstehen, die aus dem Stolz auf die große Geschichte Siebenbürgens erwachsen, die berufen sind, „das völkische Rückgrat zu stärken“. Allerdings blieb diesen Vorkriegswerken die Wirkung auf Deutschland versagt. Erst „Die

Stadt im Osten“ (1930/31, Verlag Langen-Müller, München) sollte einen reichsdeutschen Verleger finden. Dieser Roman wurde sogleich nach seinem Erscheinen von unseren volkhafsten Dichtern als nationale Tat gefeiert. Er hat weiten Kreisen der reichsdeutschen Bildungsschicht überhaupt erst die Augen geöffnet für die urdeutsche Gesinnung, die in diesem Volkstamm lebt, aber auch für die würgende Not, die ihm seit Jahrzehnten droht.

„Die Stadt im Osten“ ist ein Ichroman, eine Bekenntnisdichtung. Sie ist so stark von kämpferischer Leidenschaft, von unmittelbarem Erleben durchpulst, daß man oft vermutet hat, der Erzähler habe hier sein eigenes Schicksal geschildert. Meschendorfer hat sich erst jüngst gegen die Behauptung, er habe einen Schlüsselroman geschrieben, wehren müssen. „Die Stadt im Osten“ ist Kronstadt, Meschendorfers Heimat und Wirkensstätte, die er in einem Atem liebt und haßt. Was er ihr verdankt, was er ihr in oft heftiger Auseinandersetzung zu geben versucht hat, wird in der Lebensgeschichte des Helden deutlich. In der Schilderung der Schulzeit erfahren wir, was eine auslandsdeutsche Schule bedeutet für die Erhaltung des Deutschtums, für die geistige Kultur Siebenbürgens. Das Gonterusgymnasium ist der Stolz Kronstadts. Wer durch diese Anstalt gegangen ist, weiß sich zeitlebens der volksdeutschen Aufgabe verpflichtet. Auch das Elternhaus weckt in dem Knaben den Stolz auf das heimische Erbe. „Ich rühme mich, ein Siebenbürgener Sachse zu sein. Wir sind das kleinste Volk Europas, wir haben uns am tapfersten behauptet.“ Die kampfbewegte Geschichte des Landes klingt in den Erzählungen des Vaters auf; sie öffnet dem Knaben die Augen für manche Fehler des siebenbürgischen Volkscharakters, aber sie lehrt ihn auch, die gemeinschaftsbildenden Kräfte des Volkstums zu achten, und sie stärkt den völkischen Behauptungswillen. Schon früh nehmen die Schüler Anteil an den politischen und kulturellen Sorgen des Sachsentums. Nach beendeter Studienzeit kehrt der Held des Romans zurück, um nunmehr mit einem Kreis von Altersgenossen in das politische Leben der Gemeinde einzugreifen. In der Erkenntnis, daß die alte Führerschicht den politischen Aufgaben der Zeit nicht mehr gewachsen ist, gründet er eine neue Partei und kämpft mit ihr um die Führerstellen in dem kleinen Staatswesen. In diesen Parteikämpfen trüben Engstirnigkeit und Ehrgeiz, Haß und Machtwillen oft den Blick für die große Aufgabe. So bleibt diesen Jungen keine Enttäuschung erspart. Aber in den großen Volksfesten finden sich gleichwohl alle zusammen zum Bekenntnis für die deutsche Sache. Dann werden Parteihader und Rivalenneid überwunden durch die Einsicht, daß sie alle „durch Schicksalsfügung aneinandergeschmiedet, sich blindlings dem Gemeinschaftsgedanken unterwerfen“ müssen. „Die Stadt im Osten“ wäre kein Roman, wenn der Verfasser die Schilderung dieses Volkstums- und Parteikampfes nicht verquickt hätte mit der Darstellung von bewegten Lebensschicksalen. Mag uns an der Handlung und am Aufbau des Romans manches unbefriedigt lassen, wir spüren, es sind Menschen unseres Blutes, die da kämpfend und leidend durchs Leben gehen. Im ganzen erhalten wir doch ein farbenfrächtiges Bild von dieser „Insel im Völkermeer“.

Dieses Buch ist eben mehr als ein Roman. Es erschöpft sich nicht in der Darstellung individueller Lebensschicksale, es ist auch nicht nur ein Lebensbild einer auslanddeutschen Siedlungsgruppe, sondern ein heißes Bekenntnis zur volksdeutschen Sache, ein dringender Appell an unser völkisches Gewissen, ja: an das Gewissen der Menschheit! „Seht ihr Klugen, gesicherten Leute in Europa: Wir stehen hier bis an die Brust in einem reisenden Strom, der uns fortspülen will von unserer Insel. Der uns den Boden unter den Füßen wegschwemmt und manchmal über unsere Köpfe geht. Wir stehen mit zerschundenen Füßen auf scharfzigen, spitzigen Steinen und sind müde. Wir halten uns an den Händen, denn manch einer gleitet aus und taumelt. Wir halten uns, eine müde Mauer und sehen mit aufgerissenen Augen wie alle, die von der Kette gerissen sind, vor uns versinken. Unsere Brüder, unser Blut. Hört, ihr Völker Europas, ihr stolzen Bürger der Vereinigten Staaten: den Siebenbürgener Sachsen, den letzten Sachsen, geht das Wasser an die Kehle! Ihr, die ihr für Menschenrechte kämpft, hört: Wir wollen nur leben und auf dem Fleckchen, von unserem Blut gedüngten Fleckchen Erde arbeiten. Und deutsch bleiben. Oder die Sturmflut über uns alle.“

Führt uns dieser Roman vornehmlich in die Zeit der Jahrhundertwende, die Zeit von Meschendorfers eigenen Jugendkämpfen, so behandelt der Roman „Der Büffelbrunnen“ (1933/35) die Zeit vor Ausbruch des Weltkrieges. Auch dieses Werk ist reich an eigenem Erlebnisgehalt. Meschendorfer hat selbst über die inneren Beweggründe geschrieben, die ihn zu dieser Dichtung trieben: „Das Glück einer jungen Ehe war wohl der erste Antrieb, und so beschrieb ich zuerst die Hochzeitsreise. Dann kam dazu die Erwägung, was Ehegatten, zwei Wesen von verschiedenem Blut gegenseitig voneinander lernen...; es kam dazu die Erwägung, was ein junger Professor als Auslandsdeutscher auf gefährdetem Posten vom Leben lernen muß; es kam dazu die Erweiterung auch auf andere Gebiete der Kolonistentätigkeit... Im Hochgefühl des ersten großen Erfolges in meinem Leben wurde das Werk wie von selbst zu einem humoristischen Roman, der aber auch die dunkeln Töne nicht ausschließt. Nach der melancholisch-tragischen Seite meines Charakters und des der „Stadt im Osten“ versuchte ich jetzt den ebenso wesenhaften humoristisch-phantastischen Zug in meinem Charakter und dem meiner Vaterstadt aufzudecken...“

Der „Büffelbrunnen“ schildert also keinen ganzen Entwicklungsablauf, sondern nur ein Jahr aus dem Leben des Felden, das entscheidende Jahr seiner inneren Wandlung, die ihn aus der Bücherwelt in die Welt des tätigen, völkisch gebundenen Lebens führt. Auch in diesem Roman ist in abenteuerlicher Buntheit eine Fülle anderer Lebensbilder eingewoben. Meschendorfer kann erzählen, er schöpft aus dem Vollen seiner Phantasie und seiner reichen Lebenserfahrung. Landschaft und Menschentum Siebenbürgens treten uns in ihrer Fremdheit und Wesensverwandtschaft nahe. Wer nur eine Antwort auf die volkspolitischen Probleme sucht, wird wohl enttäuscht werden. Wer aber siebenbürgisches Leben kennen lernen will, wird seine Anschauung bereichern. In seinen Lebenserinnerungen (siehe das angeführte Reclam-Bändchen) hat Meschendorfer

einen dritten Roman angekündigt, der uns seine Vaterstadt in den politischen Kämpfen der Nachkriegszeit schildern wird.

Meschendorfer hat auch als Lyriker und Novellist Wertvolles geschaffen. Das Reclam-Bändchen gibt einen guten Einblick in diese Seite seines Schaffens. Es eignet sich daher als Schullesestoff der Oberstufe. Auch die Lyrik Meschendorfers zeigt sprachliche Meisterschaft, Gefühlsinnigkeit und Heimatnähe. In schweren, kraftvoll gedungenen und anschauungsgefügten Versen klingt die „Siebenbürgener Elegie“ auf. Der Kenner des heimischen Volkstums erzählt vom heidnischen Glaubensgut, das bei den sächsischen Bauern heute noch lebendig ist. Die Novellen berichten von schweren Schicksalschlägen, denen das siebenbürgische Kolonistenvolk bis zur Gegenwart in Kriegzeiten ausgesetzt ist. Köstlich ist die Erzählung „Onkel Gustav“, dessen eigenfüchtiges Spießergesühl beim Rumäneneinfall 1916 kläglich zusammenbricht. Mit echtem Humor schildert der Dichter, wie die Kriegsläufe eine späte, aber segensreiche Erziehung auf diesen traurigen Feldern ausüben.

Das Gemüt, das Meschendorfer als „das köstlichste deutsche Erbgut“ preist, findet in all seinen Dichtungen warmen, unmittelbar uns ansprechenden Ausdruck. Es ist kein weiches, träumendes Gemüt, sondern das von kräftigem Herzblut durchströmte, Willen und Tatgeist befruchtende Gemüt eines echten deutschen Mannes. Wenn wir Meschendorfer als Vorkämpfer des volksdeutschen Gedankens, als Dichter des siebenbürgisch-sächsischen Lebensraumes verehren, so müssen wir ihn um dieser Gemütskräfte willen lieben.

Erwin Wittstock.

Neben dem älteren Meschendorfer kämpfen heute die zur Kriegsgeneration zählenden Dichter Wittstock und Jillich für die Erhaltung des Deutschtums in Siebenbürgen. Beide sind vor kurzem wegen ihren volkspolitisch und künstlerisch gleich wertvollen Dichtungen vom Reich mit dem Volksdeutschen Preise ausgezeichnet worden.

Erwin Wittstock entstammt einer seit dem Siebenjährigen Krieg in Siebenbürgen ansässigen Handwerker- und Pfarrerverfamilie, die sich bereits mehrfach um die Kultur des Landes verdient gemacht hat². Erwin Wittstocks Vater ist in der Vorkriegszeit als Schriftsteller hervorgetreten. Der Sohn wurde 1899 in Hermannstadt geboren und hat nach seiner Gymnasialzeit noch die letzten Kriegsjahre als Kriegsfreiwilliger bei den Feldkanonieren miterlebt. Nach dem Kriege studierte er Rechtswissenschaft. Bis vor kurzem war er als Notar beim Hermannstädter Bürgermeisteramt tätig. Wittstock wurde im Reich bekannt durch seine Erzählungen „Zineborn“ (1927) und „Die Freundschaft von Kockelburg“ (1935, Langen-Müller). Dieser Band enthält eine Reihe von siebenbürgischen Erzählungen, welche Kindheits- und Jugenderlebnisse des Dichters und seiner Freunde enthalten. Mit epischer Kraft veranschaulicht er echt siebenbürgische Lebensverhältnisse. Die reiche, südlich warme Landschaft des Karpathenlandes erstreckt sich in ihrer Schönheit vor uns. Bauern und Städter werden in humorvollen und tragischen Begebnissen gegen-

² Siehe den Aufsatz „Heimat und Herkunft“ in Wittstock, „Das Begräbnis der Maio“, Reclam, Nr. 7375.

wärtig. Seltene Schicksalsfügungen und komische Ereignisse spielen sich ab und lassen uns erkennen, wie urdeutsch die Menschen in ihrem Fühlen und Handeln sind. Und doch schimmert auch Fremdartiges durch. Die halb asiatische Umwelt, in der diese Siebenbürger hausen, verleiht manchen Erzählungen einen romantischen Schimmer. Wittstock hat eine offenbare Liebe für das Rauze, Absonderliche; aber ist dies nicht gerade ein deutscher Zug? Er weiß, daß die Fügung neben alles Schmerzlich den Humor gesetzt hat und liebt es, in seiner Dichtung dunkle und fröhlich helle Töne zu mischen. Das Politische tritt ganz zurück. Dafür gewinnen wir eine unverstellte Anschauung vom siebenbürgisch-sächsischen Volkstum. Nur in der Titelnovelle klingt der Ernst der volkspolitischen Lage an. In einer Rede verwahrt sich ein Student gegen die Gewaltmaßnahmen, durch welche die Ungarn die deutsche Sprache ausrotten wollen, die „unantastbares Symbol für den einzelnen wie für die Gesamtheit“ der Sachsen ist.

Der Kampf, den das Deutschtum vor dem Kriege in Ungarn zu bestehen hatte, mutet harmlos an im Vergleich zu den Bedrängnissen, welche die Siebenbürger im rumänischen Staatsverband erleiden müssen. Ging es doch in den letzten Jahrzehnten um das wirtschaftliche Daseinsrecht und damit um die Grundlage siebenbürgisch-sächsischer Kultur überhaupt. Diesen Zweiflungskampf um die Erhaltung des Bodens gegen die rumänischen Enteignungsmaßnahmen vergegenwärtigt Wittstock in seinem Roman „Bruder, nimm den Bruder mit“. Zeigen die Erzählungen siebenbürgisches Leben in seiner ungebrochenen Fülle, so stellt dieser Roman die Tragödie des Sachsenvolkes dar. Im Gegensatz zu Meschendorfer tritt der Erzähler selbst völlig zurück. Wenn bei Meschendorfer das Ringen einzelner um völkische Selbstbehauptung dargestellt wird, so tritt uns hier das Gesamtvolk in seinen verschiedenen Schichten und Ständen entgegen. Das in Siebenbürgen noch so organische Zusammenwirken von Bauern- und Städtertum wird sichtbar. Und dies in der Stunde höchster Gefahr. Wittstock kennt als Jurist alle Rechtsgründe, welche die Erhaltung des deutschen Eigentums rechtfertigen, er kennt die Schachzüge und brutalen Zugriffe der Rumänen und weiß, wie aussichtslos die Bemühungen der Deutschen sind, die Enteignung der Äcker, Weiden und Wälder zu verhindern. Rückhaltslos führt er uns die siebenbürgische Notlage vor Augen. Sein Blick geht über die Leiden der Siebenbürger Volksgruppe hinaus und umfaßt zugleich das Gesamtdeutschtum und den Verlust, den das deutsche Blut, die deutsche Kultur durch die Auswirkungen des Versailler Vertrages erleidet. Wittstock gelangt durch die Zusammenschau zu dem Ergebnis „eines Kampfes, in dessen Verlauf nicht ein einziges Geschütz feuerte, keine Begeisterung aufrief, kein Lärm wütete und kaum ein Tropfen Blut geflossen ist und der an endgültigen Opfern doch mehr gekostet hat als die größten Schlachten des Weltkrieges, denn ein Volk darf nicht vergessen, daß es seine Kinder aus der Uner schöpfligkeit heraufbeschwören kann, aber nur dann, wenn der Boden da ist, worauf sie leben können“.

Trotzdem dieser politische Gedanke im Vordergrund steht, ist das Werk keine Tendenzschrift in literarischer

Verbrämung, sondern eine wirkliche, Lebensschicksale aufdeckende Dichtung. Es ist ein echter Roman, von der ersten bis zur letzten Seite erfüllt von einer spannungsreichen Handlung. Sächsischer Bauer sind in ihrer biederen Tüchtigkeit, ihrer Treue zu Urväter Sitte und Brauchtum geschildert. Wie gediegen erscheinen sie gegen das umherschleichende Zigeunergesindel, gegen die dumpfe, neiderfüllte Brut der Rumänen. Bürgerliche Kultur zeigt sich in den städtischen Familien, welche bei dem tödlichen Ernst der Lage hohes Verantwortungsgesühl dem Ganzen gegenüber bewahren. Unmöglich, hier die Fülle der reichverschlungenen Handlung, die Einzelheiten des dramatischen Rechtskampfes nachzuerzählen. Abenteuerliches Geschehen, wie es nur auf dem Balkan möglich ist, ist hineinverflochten; Liebesleidenschaft, heißer und triebhafter auf diesem Boden hervorbrechend als im nordischen Deutschland, stiftet Verwirrung, schlägt Brücken zwischen den Sachsen und den Fremdblütigen, aber ebenso unvermittelt keimen haserfüllte Spannungen auf, treten Kassengegensätze zutage. Mit sicherem Griff weiß der Erzähler, die vielfältig verschlungene Handlung aufzubauen, weiß er Gefühlsverwirrungen und seelische Läuterung glaubhaft zu machen. Aber das ist auch hier das Bedeutende: stets ist das Einzelgeschick in seiner inneren Bezogenheit zum Gesamtgeschick des Volkes aufgezeigt. Diese Volksverbundenheit hat die Sachsen groß gemacht und zu einer festen Gemeinschaft zusammengeschlossen. Der Dichter erklärt sie aus dem Adelsverbot, das seit der Einwanderung Geltung hatte, „damit keiner aus der Gemeinschaft hinauswache und die enge Verbindung auch mit dem kleinen Volksgenossen verliere oder diesen gar hörig wolle. Wir wollen nichts anderes sein und sind dadurch auch das geblieben, was wir von Anfang an waren, freie Bauern und Bürger, wo keiner Herr und keiner Knecht war, und sind durch diese Einstellung dem Schicksal der Balten entgangen, deren viele im Ruffentum zu Ehren gelangt sind und von ihm aufgesogen wurden. Ich glaube, daß wir alle den richtigen Begriff dafür besitzen, wo in den bodenständigen Schichten, in den gehobenen, wie in denen der Bauerndörfer, die aufbauenden Kräfte einer Nation liegen... In unserer Begrenztheit haben wir zugleich das Große erblickt und haben lange vor anderen und wohl als der erste deutsche Stamm erkannt, daß Deutschein eine geistige Angelegenheit ist, die weit über Staatsgrenzen hinaus sich auszuwirken hat in allen Teilen der Welt“. Aus dieser geistigen Zugehörigkeit zum deutschen Weltvolk strömt dem Dichter die Gewißheit zu, daß unser Volk alle Stürme, die der Deutschenhaß entfesselt, überdauern wird. Wittstock schöpft seinen Glauben an die Unzerstörbarkeit des Deutschtums aus der sittlichen Überlegenheit und geistigen Führerschaft unseres Volkes: „Wir hassen niemanden, weil wir ohne Neid sind. Unter Segen haben wir Brot verstanden, unter Freiheit Pflicht zur Arbeit, unter Menschenachtung Anerkennung des Geleisteten. Was kann unserem Volk viel geschehen, solange es diesen Sinn nicht verliert? Mehr als 100 Millionen denken in seinen Mutterlauten. Nackte germanische Götter wiegten seine Kindheit zwischen Klippen im Gebüsch, bis sie es von ihrer Hand aus den Wolken hervorlaufen ließen, damit es werde. Und mit frühem Führertritt wuchs es heran,

ein Völkervorst. ... Ich kam mir jedenfalls kein treffenderes Bild des deutschen Volkes denken, als das gewaltige Bild des jungen Goethe vom Strom. Und es bricht eine Zeit an, da der Strom seine Kinder sammeln will, die ihm Farbe und Wucht verleihen und das Zeitmaß seiner Wellenschläge bestimmen, und da sie von überall kommen werden, vom Ufer des Inn, der Düna, Württemberger, Bayern, Österreicher und von Übersee, und ihm neues Leben geben werden." Das Bändchen „Station Onefreit“ enthält zwei Novellen, die Weltkriegsgeschichte an der Karpathenfront schildern. Wem volksdeutsche Schicksalsfragen wichtig sind, der wird die erste Novelle „Herz an der Grenze“ dankbar aufnehmen. Wittstock erzählt darin die Geschichte eines früheren siebenbürgischen Offiziers, der lange vor dem Kriege seinen Waffenrock wegen Spielschulden ablegen muß und dann als Waldhüter fernab von seiner einstigen Umgebung ein einsames Dasein zusammen mit einem rumänischen Weibe führt. Durch das Heranrücken reichsdeutscher Truppen im Weltkrieg wird er, der Rittmeister der ehemaligen K. und K. Armee, aus seiner Vereinzelung herausgerissen und an sein Deutschtum erinnert. Als kundiger Wegführer durch die Gebirgspässe verhilft er den Deutschen zum überraschenden Siege, muß aber erkennen, daß sein Leben mit dem fremdländischen Weibe und seinen rumänisch aufwachsenden Kindern zur Sinnlosigkeit verurteilt und damit verwirkt ist. In diesem tragischen Einzelgeschick offenbart sich die ganze Tragik so vieler abgesprengter Auslanddeutscher; sie ist von Wittstock in dieser kurzen Novelle zum ergreifenden Kunstwerk verdichtet.

Ein zartes Idyll von sächsischem Leben hat Wittstock in der Erzählung „Miesken und Riesken“ (Kleine Bücherei, Langen-Müller, 1937) gezeichnet. Mit dichterischer Innigkeit schildert er die herbe Anmut zweier früh verwaiseter Bauertöchter, in deren still behütetes Leben der Weltkrieg unruhevolle Wandlungen hineinträgt, die ihr Schicksal bestimmen.

Hart an die Grenze des Tragischen führt die Erzählung „Das Begräbnis der Maio“ (1937, Reclam, Nr. 7375). In ihr berichtet der Dichter von den zwei Parteien eines siebenbürgischen Dorfes „und wie sich die eine von ihnen verlor und von dem Gebot unserer Väter abkam. Und wie sie dann zuletzt nach mancherlei Reibung und feindlichem Wort wieder in unsere Gemeinschaft zurückgefunden hat“.

In diesen Erzählungen erweist sich die seelische Spannweite seines Dichtertums, seine Entwicklung zu künstlerischer Reife. Wenn „Miesken und Riesken“ in einer lyrisch bewegten, blumenhaft schwebenden und farbigen Sprache gemeistert ist, so zeigt das „Begräbnis der Maio“ einen holzschnittartigen, kräftigen, fast unpersönlich anmutenden Chronistenstil, der das Geschehen wuchtig hervortreten läßt. In beiden Werken erscheint sächsisches Leben in charakteristischer Fülle und Eigenart, ist volksdeutsches Schicksal zum überzeugenden Sinnbild gesteigert.

Heinrich Jillich.

Der erst jüngst mit dem Volksdeutschen Preis ausgezeichnete Dichter ist ein Altersgenosse Wittstocks. Er entstammt väterlicherseits einem Banater Schwabengeschlecht, das nach Siebenbürgen übersiedelte und hier

Wurzel faßte. Als Sohn eines leitenden Fabrikbeamten wuchs Jillich auf dem Lande in der Nähe Kronstadts auf und besuchte dessen deutsches Gymnasium. „Ich lernte früh die Vielfalt der Menschen und Völker meiner Heimat kennen, Bauern und Hirten, Dörfer und Weiler, Berge und Hochebenen, Städte und Einsamkeiten, in allem eben den eigenartigen Zusammenprall westlicher und östlicher Lebensformen, der sich seit Jahrhunderten in Siebenbürgen vollzieht.“ In seinem großangelegten Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ gibt Jillich ein erschöpfendes Bild seiner Jugendentwicklung. 1916 nach Ablegung der Reifeprüfung rückte Jillich zu den Kaiserjägern ein und stand bis zum Zusammenbruch der Donaumonarchie an der italienischen Südfrent. 1919 nahm er am Feldzug der Rumänen gegen das kommunistische Ungarn teil. Dann begann er sein Studium in Berlin. Dort trat er der expressionistischen Literaturbewegung nahe. „So weglos, wie jeder Kriegsteilnehmer damals in Deutschland war, von Problemen überflutet, hin- und hergerissen, suchend, empört, hoffend — war auch ich. Ein Weg durch Labyrinth. Aber nun lösten sich nach den ersten Schützengrabenfrüchten meines Dichtens, das früh auf der Schulbank begonnen hatte, immer reicher die Erlebnisse in das Wort ab.“ In seiner Heimat erscheinen seine literarischen Erstlinge, Novellen, in denen er seelische Krisenzustände junger Menschen mit feinem jugendpsychologischen Verständnis schildert. Sein Roman „Attilas Ende“ stammt aus dieser Zeit. Er wird von Schneider als künstlerische Leistung gerühmt. Seit 1924 wirkt Jillich in Kronstadt in wechselnden Brotberufen. Seine Hauptaufgabe galt der von ihm gegründeten Zeitschrift „Klingsor“. Was Meschendorfer in der Vorkriegszeit mit den „Karpathen“ erstrebt hatte, nämlich die Erziehung der Volksgenossen zum Verständnis des gesamtdeutschen Geisteslebens, die Aufrüttlung der Jugend, um den kulturpolitischen Aufgaben gewachsen zu sein, das unternimmt Jillich als geistiger Führer der Frontkämpfergeneration. Innerlich aufgerüttelt durch das Kriegserlebnis und das Chaos der Nachkriegszeit, durch die Umgestaltung Europas zu umfassender Neuwertung aller politischen Begriffe und zur Erweiterung des Gesichtsfeldes gezwungen, sieht er die Deutschtumsfrage in Osteuropa in größeren Zusammenhängen als der ältere Meschendorfer. Er sieht „den deutschen Geistesraum“ weiter ausgespannt als viele Reichsdeutsche: „denn ich erkenne unser Volk immer wieder in dem Riesenlande zwischen Vogesen und den russischen Steppen, dichtgedrängt oder weit vereinzelt, als eine über die Staaten hinwegschaffende, gottgewollte Einheit des Fühlens und geistigen Wirkens, der ich wohl nicht ohne Zweck eingeboren wurde. Deshalb ist es meine dichterische Aufgabe, dieses Menschentum in seiner Wesenhaftigkeit und zugleich in seiner Verspomenheit mit dem Menschentum anderer Völker zu verkünden, allen gerecht, dem Acker, den Gebirgen und den Sternen nicht ferne.“ (Nachwort zu der Erzählung „Die Keinerbachmühle“, Reclam, Nr. 7304.)

Wie fand dieser volksdeutsche Sendungsgedanke Ausdruck in seinem dichterischen Werk? Der Lyriker Jillich läßt sein heimatliches Ingefühl in kräftigen Versen verströmen. Die Landschaft Siebenbürgens wird in großen Bildern gefaßt, drängendes Gefühl

entläßt sich in schwingenden Rhythmen. Seine Seele weiß sich beengt und geweitet von der Liebe zur Heimat; ja, manchmal verzweifelt er, daß er in diesen engen Wirkungskreis hineingeboren wurde.

Weh, daß ich hier die erste Milch gesogen,
Dem Käfersummen hier zum ersten lauschte,
Im grünen Traum der Spiele mich betrogen,
Daruüber Zweig und Wolkenschiff sich baußchte,
Behütet war, — und nur in mancher Nacht
Vom Bette starrte in den Fensternebel
Und hörte Reiter nahen, Fuß und Säbel;
Sie klirrten lang durch meines Schlafes Schacht.

Er klagt, daß dieses stolze Sachsen Geschlecht von der einst eng und fühllos für die großen Welt Dinge geworden ist, daß die Zeitstürme nicht in die Täler Siebenbürgens dringen, daß er selbst, teilnehmend an dem geistigen Ringen des Westens, von seinen Landsleuten nicht verstanden wird. Aber neben solch düsteren, qualvollen Strophen stehen andere, in denen er das Schicksal seiner Heimat besingt. Da sind Verse, in denen er die balkanische Schönheit der Landschaft, ihre Weite und Fruchtbarkeit in leuchtenden Bildern faßt, Verse, welche wie Quadern dastehen, in welche die Bauern und Frauen der Heimat als großlinige Reliefs hineingemeißelt sind. Immer ist seine Liebe zur Heimat umflutet von der bänglichen Sorge um die Erhaltung des Bestehenden. Fremdes Volkstum durchsetzt den einst ausschließlich deutschen Boden, fremdes Blut ist fruchtbarer als das sächsische, eigenes Volk droht zu vergehen, sieht müden Auges tatenlos zu, wie fremde Bier Ureigenstes entwendet. So ruft der Dichter nach einer Jugend, die bereit ist zum Kampf, zur Tat.

Schon wegen dieser Gedichte der Sammlung „Komme, was will“ gehört Jillich zu unseren wesentlichen volksdeutschen Dichtern. In ihnen vereinigt sich in seltenem Maß rhythmische Wucht mit bildnerischer Anschauungskraft und geistiger Prägung. Das Schicksal der Heimat ist die lebendige Mitte seiner Dichtung:

„Denn dem deutschen Herzruß horcht ich bei Tag und bei Nacht,

Kriege und Gräber und Not, ach und das größere Wagnis:
Geist und Sendung und Jucht

Stand wie Feuer geprägt in meiner Stirn und glühte,
Irrrend fand ich den Weg und irrend verlor ich ihn nie.“

Der Erzähler Jillich hat in den Bänden „Siebenbürgische Klauen“ und im „Toddergerch“ das Leben seiner Heimat in einer Fülle von realistisch geschauten Kleinbildern aufgefangen. Es sind zumeist Anekdoten und Kurz Erzählungen, die Mensch und Landschaft, eigenes und fremdes Volkstum in ihrer Lebensgemeinschaft bald humorvoll, bald ernst zur Anschauung bringen¹. Bevor sich Jillich an sein großes Werk, an die Darstellung siebenbürgischen Volksschicksal in der Zeitenwende des Völkerrkrieges, wagt, hat er seine Kunst in der Kleinmalerei geübt. Die erste in Deutschland erschienene Novellensammlung „Sturz aus der Kindheit“ enthält Kindheitserlebnisse. In ihr ist die Erzählung „Wälder und Laternenschein“² biographisch aufschlußreich. Jillichs Schülerzeit in Kronstadt, die er später in seinem großen Roman ausführlich erzählt, ist bereits hier dichterisch verarbeitet worden. Wäh-

¹ In den „Blauen Bändchen“ (Verlag S. Schaffstein), Bd. 220, ist eine kleine Auswahl erschienen. „Die gefangene Eiche und andere Erzählungen.“ Die Ausgabe ist gut als Schullesestoff für die reifere Jugend geeignet.

² Verlag Staackmann, Leipzig 1935.

rend aber im Roman das politische Erwachen, die Selbsterziehung zu volksdeutscher Verantwortlichkeit der eigentliche Gegenstand der Darstellung ist, tritt in der Novelle das erotische Erleben in den Vordergrund. Selten ist die quälende Wirrnis erster Primanerliebe, das verzehrende Gefühl der Eifersucht, das Hin- und Herschwanken der noch richtungslosen Leidenschaft so eindringlich erzählt worden, wie in dieser Novelle.

Der Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“³ steht ebenfalls neben Meschendorfers und Wittstocks Hauptwerken, ja, er überragt sie durch die Weite des Blickfelds und durch die geistige Durchdringung der auslanddeutschen Frage. Wir können ihn schon jetzt in die bleibende volkshafte Dichtung unserer Zeit einreihen. An Größe des Wurfes, an epischer Breite und wegen seines volkspolitischen Gehalts läßt er sich nur mit Grimms „Volk ohne Raum“ vergleichen, an dem Jillich sich wohl auch in der Form geschult hat. Der Titel deutet an, welches Schicksal Jillich darstellen will: den Entwicklungsgang eines Menschen, der um die Jahrhundertwende geboren, als Jüngling den Krieg, als heimkehrender Frontkämpfer den Zusammenbruch Österreich-Ungarns miterlebt, der — hineingestellt in das Völkergewirr des Balkans — nach den Daseinsgründen wie nach der Daseinsberechtigung der Balkandeutschen fragt. Jillichs Werk ist ein Entwicklungsroman und trägt als solcher autobiographische Züge. Wir erkennen in dem heranwachsenden Luz Rheindt den Dichter selbst wieder, den häuslichen Umkreis, die Landschaft um Kronstadt. In der kleinen Fabriksiedlung leben Menschen verschiedener Volks-, Rassen- und Glaubenszugehörigkeit nebeneinander her. Die Fabriksiedlung ist die „Handlungsmitte“; sie gibt im Kleinen ein Abbild der ständischen Schichtung und der so eigenartigen Völkermischung Siebenbürgens. Schon früh schärft sich der Blick des Knaben für die tiefreichenden völkischen Wesensunterschiede. Die Deutschen sind die Herrenschicht, sie sind die Leiter der Fabrik und die Großbauern der Nachbardörfer. Jillich läßt sich durch seine Liebe zum deutschen Menschen nicht in seinem Urteil beirren. Er stellt nicht etwa ideale Deutsche fremdvölkischen Herrbildern gegenüber, sondern er sieht mit unbestechlichem Blick auch die Schwächen der Deutschen, wie er andererseits auch den Rumänen und Ungarn in ihren Eigenwerten gerecht zu werden sucht. So stehen neben kernhaft deutschen Männern auch die leider nicht seltenen Anpassungsdeutschen, die heute im Magyarentum, morgen im Rumänentum aufgehen, die russische Mischehen schließen und sich dann wundern, wenn ihre Kinder im fremden Volkstum unter sinken. Jillich zeigt an erschütternden Beispielen, wieviel deutsches Blut in diesem weiten Raum versickert. Und er fragt: „Warum entsetzen wir uns darüber? Weil es alles Wachsende vernichtet, jede Überlieferung tötet, weil bei solchem Wechsel nichts Höheres gedeihen kann. Weil es gegen Gott ist, daß die Muttersprache verraten wird! Diese Menschen wurden verlockt. Freiwillig läuft doch nur der Saltlose über oder der Schuft. Es waren gute Menschen, aber nicht wach. Und wach müssen wir sein!“ Allerdings schildert uns der Dichter neben diesen Saltlosen, Versinkenden auch junge Menschen, die zu völkischer Wachheit erzogen werden.

³ Langen-Müller, München.

Ihnen gilt des Dichters Liebe, ihren Werdegang läßt er uns in allen Reifestufen nacherleben. So wird Lutz Rheindt schon im elterlichen Hause streng deutsch erzogen. Gewiß hört auch er früh die fremden Laute. Ungarisch fluchen die Knechte, rumänisch tuscheln die Mägde, Zigeunervolk gespenstert im Lande umher. Aber das fühlt er schon als Kind: Mögen die Fremden in der Überzahl sein, deutsch ist das Herrenvolk, deutsch sind die großen, sauber gehaltenen Bauernhöfe, deutsch ist das nahe Kronstadt mit seiner wichtigen Kirche, seinen altherwürdigen Giebeln und Dächern, deutsch sind die verfallenen Burgen im Lande, die von trotzigem Kampf gegen die Barbarenflut künden. Wo Hütten kauern, wo Schmutz und Elend nistet, da ist fremdes Blut, da ertönt fremder Sprachlaut. Was sich solchermaßen im Kinde als bleibender Eindruck festigt, das flärt sich während der Gymnasialzeit durch den Unterricht raffestolzer Lehrer zu bewußter Haltung. Der Geschichtslehrer weiß seine Schüler für den volksdeutschen Gedanken zu begeistern. Er lehrt ihnen, daß nicht die Bevölkerungszahl, sondern die Kulturschöpferischen Leistungen ausschlaggebend sind. Er fordert seine Schüler auf, an der völkischen Entwicklung aller Deutschen in Ungarn vor allem der in ihrem Deutschtum gefährdeten Donauschwaben, mitzuarbeiten. „Denn es geht nicht bloß gegen Gott, daß das Deutschtum verschwindet — es geht gegen Europa!“ In wütenden Streitgesprächen mit fanatischen Ungarn stellt Professor Meier die europäische, kulturaufbauende Sendung des deutschen Siedlungsvolks heraus, durch welche die Balkanvölker überhaupt erst zu nationalem Selbstbewußtsein erweckt worden sind. Meier weiß auch von der deutschen Schuld an dem Niedergang des Deutschtums im Osten. Er wirft uns Reichsdeutschen Verrat an der großen Reichsidee vor. So hat Jillich in der Gestalt des Professors Meier einen leidenschaftlichen Kämpfer für die gesamtdeutsche Sache geschaffen. Durch seinen Einfluß werden Lutz Rheindt und seine Schulfreunde entscheidend in ihrer völkischen Gesinnung geprägt. Was sie ihm verdanken, das zeigt ihre Haltung im Kriege, ihre Treue nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie. Es sind prächtige Charaktere, die sich neben Lutz Rheindt entwickeln. Mit offenen Augen verfolgen die Jungen die politischen Geschehnisse der Vorkriegszeit, die Zuspitzung der Lage auf dem Balkan. Alle spüren die steigende Flut, die dann im Weltkrieg die morschen Dämme des österreichisch-ungarischen Staates einreißen sollte. Das heimliche Auseinanderbröckeln des alten Staatsgefüges bildet den unheimlichen Grundakkord, der durch den ganzen Roman hindurchklingt. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges legt sich die Ahnung der kommenden Dinge wie ein Schatten auf die jungen Seelen. Als dann die Kriegserklärung erfolgt ist, da brennt auch in diesen jungen Deutschen der Schmerz, nicht dabei sein zu dürfen. Kaum können sie die Stunde erwarten, bis auch sie das Kriegsfreiwilligenalter erreicht haben. An verschiedenen Fronten, unter verschiedenen Völkerschaften stellen die Freunde ihren Mann. Währenddessen wird Siebenbürgen vorübergehend von Rumänen besetzt. In den schweren Kämpfen, in denen die einen fallen, die andern verwundet werden, verstummt ihre Sorge um das Reich keinen Augenblick. Die völkischen Ge-

gensätze spitzen sich zu; selbst die Ungarn treiben eigensüchtige Sonderungspolitik. Auch die Reichsdeutschen, die als Befreier in den Balkan kommen, enttäuschen durch ihre Verständnislosigkeit. So klagt einer der Freunde: „Von den Reichsdeutschen will ich schweigen. Die wissen nichts von der deutschen Weite. Durch unsere siebenbürgische Heimat gehen sie mit flirrenden Sporen, oft wie durch Feindesland, stolz auf ihre Tüchtigkeit, ahnungslos daß unser großer Staat deutsche Schöpfung ist.“ Als Frontkämpfer vorne im Graben müssen sie nach zwei Seiten kämpfen, gegen den äußeren Feind und gegen den inneren Zerfall. Sie wissen, daß mit der Auflösung des Donauraumes auch das deutsche Volk gefährdet ist. „Wo Wiens Arm schwach geworden, bröckelte ja nicht nur der Staat, da ging es dem deutschen Volk selbst an den Kragen, den Städten, Dörfern, Höfen und ihrem deutschen Wort und Samen. Wie mußte dies enden, wenn überall Wiens Arm erlahmte, in Böhmen, Mähren, Galizien, Südtirol, in der Slowakei, da und dort?“ Als es dann zum Zusammenbruch kommt und zum „Frieden“, werden sie, die bisher gewußt hatten, wofür sie gelebt und gekämpft hatten, in lähmende Ratlosigkeit gestürzt. Auch in Siebenbürgen gärt es. Zwar machen die Rumänen den Sachsen, um sie für den Anschluß zu gewinnen, große Versprechungen, doch die Heimkehrer ahnen, daß das Deutschtum Siebenbürgens unter rumänischer Herrschaft schlimmer gefährdet sein wird als zuvor. „Vergesst nicht, wir waren ein Volk der Herren in diesem Land. Vor 50 Jahren raubten die Ungarn unsere politische Macht. Wir wurden völkische Minderheit...; aber wir waren noch immer im großen deutschen Raum, hatten Ämter und alles blieb uns gewohnt, wenn wir auch vergessen waren von den Deutschen im Westen. Hier herrschte der Westen: Sicherheit, Recht, Heimat. Jetzt kommt der unbekannte Osten. Jetzt sind wir etwas ganz Neuartiges, wir sind Auslandsdeutsche geworden!“

So schließt der Roman mit der bangen Frage, wie sich das Deutschtum unter den neuen Verhältnissen bewähren wird. Noch stehen die heimgekehrten Frontkämpfer politisch zurück, noch sind sie ausgeschlossen von der politischen Führung. Aber sie wissen, daß nun ihre Stunde kommt, daß sie jetzt zur Führung berufen sind. Jillich wird uns in der Fortsetzung erzählen müssen, wie die Generation der Frontkämpfer das Erbe der Heimat dem neuen Fremdstaate gegenüber verteidigt. Ich habe in dieser Charakteristik vor allem den politischen Gehalt herausgearbeitet. Ich weiß, daß ich damit dem Werk unrecht getan habe, denn — wie Jillich es selbst ausgesprochen hat — ein Roman stirbt an seinen Gedanken, er lebt an seinen Gestalten. Aber es lassen sich die Fülle der Gestalten, das Ineinanderwirken der verschiedenen Schicksalsfäden nicht auf so kurzem Raume nachzeichnen. Der politische Gehalt ist völlig aufgegangen in die Lebensentwicklung dieser jungen Menschen, weil für sie der Satz „Politik ist Schicksal“ leibhaftige Wirklichkeit ist. Jillichs Roman ist ein Geschichtsepos, das auslandsdeutsches Volksschicksal im Zeitalter des großen Umbruchs umfassend und erschütternd gestaltet. Dem Dichter liegt jedes romanhafte Konstruieren ferne, er erzählt — ähnlich wie Hans Grimm — mit der schlichten Ehrlichkeit und unaufdringlichen Überzeugungskraft des Miterleben-

den, und doch spürt man in der Darstellung die gestaltende Hand des Künstlers.

Jillich weiß, welche Aufgabe dem Deutschtum im Osten verbleibt, wie immer sich auch das Gesicht der europäischen Landkarte verwandeln mag. „Es ist die alte Aufgabe, Ordnung zu leben, Geist in Form zu setzen durch Leistungen. Es ist unsere Kultur, die dort in den zahllosen Tälern und Ebenen, in landschaftliche Sprachen übersetzt, Völker bildet.“ In einer kleinen Erzählung hat Jillich bereits diese Auseinandersetzung zwischen dem Deutschtum und der rumänischen Fremdherrschaft dargestellt. „Die Reinerbachmühle“ (Reclam) kann zwar das Thema nicht so erschöpfen wie Wittstocks Roman, doch bildet sie eine wertvolle Ergänzung. Diese Erzählung schildert den Kampf alt-eingeheffener Geschlechter um den vor Jahrhunderten rechtmäßig erworbenen Bodenbesitz, der ihnen durch die neue Agrargesetzgebung geraubt werden soll. Zwar sind die Deutschen den Rumänen gegenüber, die sich auf das Gesetz der Masse stützen, machtlos; aber trotzdem ist die Lage nicht verzweifelt. Jillich schenkt uns die Zuversicht, daß dieses Land, welches das Bürgertum nicht zu retten vermag, durch die zähe Kraft des sächsischen Bauern zurückerobert werden wird. Die Deutschen werden aufgerüttelt aus ihrer allzu vornehmen Duldung des Fremden und dem allzu selbstverständlichen Genuß des Ererbten. So gibt die Erzählung ein gutes Bild von den politischen und sozialen Verhältnissen in der Nachkriegszeit. Die Gestalten sind von sinnbildlicher Kraft. Der alte Dr. Kersten, der müde eine uralte Überlieferung zu Ende lebt und kinderlos stirbt, ist der siebenbürgische Bürger; in dem jungen Bauern Misch hat Jillich Tüchtigkeit und Tatkraft sächsischen Bauernbluts dargestellt. In der Auseinandersetzung zwischen Dr. Kersten und dem Rumänen wird Rechtslage und Rechtsanspruch der Deutschen deutlich. Ein Meisterwerk der Erzählkunst ist die erst kürzlich erschienene Novelle „Der baltische Graf“. Sie führt uns in die Zeit des ungarischen Aufstandes gegen Gabsburg, in welchem die Siebenbürgener zusammen mit russischen Hilfstruppen gegen die Ungarn kämpften. Tritt auch das Politisch-Geschichtliche ganz zurück, so ist es doch ein bedeutsamer Hintergrund. Durch das Zusammentreffen eines Balten, der als russischer Offizier Dienst tut, mit siebenbürgischen Bürgerleuten wird die Artverwandtschaft dieser über ganz Osteuropa verstreuten Deutschen ersichtlich. Die Handlung selbst hat balladenhafte Züge. Der baltische Offizier, dessen Gattin von aufständischen Tartaren geraubt worden war, findet Gefallen an dem Sohn seiner siebenbürgischen Quartiergeber und will ihn an Sohnesstatt zu sich nehmen. Zwar wird ihm trotz großer Versprechungen und inständigen Bittens eine Abjage zuteil, doch wächst ihm das Kind in der langen Zeit seines Standquartiers immer enger ans Herz, und so raubt der durch sein Schicksal so herb getroffene Graf, der, ein zweiter Kohlhaas, an der Weltgerechtigkeit irre geworden ist, das Kind. Er, der sonst so streng durchdrungen ist von soldatischen Ehr- und Pflichtbegriffen, erkennt erst die Größe seiner Schuld, als die Mutter ihm das Kind entreißt. Nachdem er vergeblich gesucht hat, sein Verbrechen durch den Soldatentod zu sühnen, nimmt er sich das Leben.

⁷ Langen-Müller, München.

Wie alle Dichtungen unserer in Osteuropa lebenden Auslandsdeutschen vermag auch diese Novelle zu bezeugen, daß dort der Mensch in dunklere Schicksalszusammenhänge hineingestellt und im Kampf mit den chaotischen Mächten des Lebens gefährdeter ist als wie im Reich. Jillich hat in dieser Novelle den Kampf des deutschen Menschen „gegen die Anarchie und Drohung des Osten“ ganz ins Seelische verlegt. Wie er im Herzen eines Menschen durchlitten wird, stellt Jillich in dieser Novelle dar.

In seinem bereits erwähnten Aufsatz „Deutsches Volk und Buch in der Welt“ hat Jillich die großen weltgeschichtlichen Verdienste des Deutschtums im Osten für den Aufbau der weißen Kultur herausgearbeitet. Er gelangt darin zu dem Ergebnis, daß die westeuropäischen Staaten England und Frankreich sich nur dadurch im Laufe der Neuzeit zu Weltobererstaaten entfalten konnten, weil Deutschland ihnen den Rücken gegen die asiatischen Gefahren deckte, weil „es den Osten verwandelte, seine Drohungen abwies, seine Werte einfiltrierte und der europäischen Kultur sinngemäß zuführte. Durch diese Leistungen ist es Mitthelfer geworden dafür, daß der weiße Mann und seine Lebenswerte entscheidend wurden für alle fünf Erdteile.“ Jillich wendet sich an das Gewissen der weißen Menschheit, wenn er diese Warnung ausspricht: „Mit dem Fall des deutschen Volkes wäre die Anarchie des Ostens — heute heißt sie Bolschewismus, einst hieß sie Tartaren oder Türken und morgen wird sie vielleicht anders heißen — siegreich auf dem ganzen Erdteil.“ Er wirft uns Reichsdeutschen vor, daß wir die ungeheure Leistung des Siedlervolkes nie ganz begriffen haben, daß „unser Volk politisch mehrmals versagte, wo es instinkthafte zu großen Taten angesetzt hatte.“ In seinem Aufsatz „Schicksal und Sendung der Auslandsdeutschen“ (Dichtung und Volkstum, Jahrgang 1934) hat Jillich der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß unser Volk durch die Not der Nachkriegszeit, durch die Volksverluste an den Grenzen des Reiches und durch die Wende zu der alten Reichsidee zurückgefunden habe. „Ihr blicket um euch, wo es denn solche Menschen gäbe, die dies (Volk, Reich) schon lebten ohne die Stützen des sicheren Staates, die euch nun geraubt war. Und allmählich erkanntet ihr, daß nicht der Staat den Deutschen ausmacht, sondern etwas viel Größeres und Geheimeres, das Volk und sein Geist. Als ihr dies erfaßt, da ging euch die ungeheure seelische Weite unseres Volkes auf. Ihr saht den Baum mit den Millionen Zweigen wipfelnd über dem Erdball. Ihr, der Stamm, saht die Blätter grünen, die wir sind, allen Winden preisgegeben, saugend an einer gewaltigen Saftquelle. Eure Wende aber — so tauschen wir die Rolle der Besämlung! — schießt in uns nun wie ein Feuer ein. Ihr fandet zurück zur alten Deutschtum, die wir verwahrten ohne äußeren Lohn. Uns war es aufgegeben, die größere Bedeutung unseres Volkes zu schützen, als ihr sie vergaßet. Nun nehmt sie wieder an euch und uns nehmt ihr nichts als die Einsamkeit.“

So ist Heinrich Jillich heute wohl — in seiner Dichtung wie in seinen Aufsätzen — der wirkungskräftigste Ränder des volksdeutschen Gedankens.

Berichtigung: Auf Seite 237, rechte Spalte, Zeile 18, muß es heißen statt „Spießergefühl“: „Spießerglück“.

Volksseele. / Von Eugen Fehrle.

Foh. G. Herder hat den Ausdruck Volksseele geprägt und ihn meines Wissens im Jahre 1769 zum erstenmal gebraucht. Mit diesem Wort will Herder sagen: Das Volk ist ein Organismus wie der Mensch, dem wir eine Seele als leitende Kraft zuschreiben. Volk ist demnach mehr als nur eine Summe von Einzelpersonen. Gegen solches Nebeneinanderstellen des Begriffes Seele beim Einzelmenschen und beim Volke haben Gelehrte, die nur mit dem Verstand denken können, aber nicht das Leben als Ganzes zu fassen vermögen, alle Zeit Einwände erhoben. Nur der einzelne habe eine Seele, nicht das Volk. Man könne höchstens gleichnishaft von Volksseele reden, nicht für die Wirklichkeit.

Was heißt hier aber Wirklichkeit? Bei solchen Entgegnungen hat man öfters den Eindruck, daß der christliche Begriff und die von Antike und Christentum her volkstümlich gewordene Vorstellung der Seele mitgewirkt habe. Wir können aber die Seele des Menschen, d. h. sein Leben nur deuten aus Sinneswahrnehmungen, sie aber nicht als greifbare Wirklichkeit fassen. Sie ist etwas Irrationales.

Daselbe Irrationale ist bestimmend für das Leben eines Volkes. Damit ist nicht gesagt, daß Seele des Menschen und Seele des Volkes zwei nach der Naturlehre faßbare gleichartige Gebilde seien. Sie sind überhaupt naturwissenschaftlich nicht faßbar.

Ernst Kriek sucht in seiner „Völkisch-politischen Anthropologie“ unser völkisches Leben in seiner Ganzheit zu erfassen und verständlich zu machen. Er sagt im ersten Teil, S. 54: „Der Fundamentalsatz der völkischen Weltanschauung, wie auch der wissenschaftlich beweispflichtigen Wirklichkeitserkenntnis lautet: Die Ganzheit völkischen Lebens trägt alles in sich und erzeugt alles aus sich, was dem eingegliederten Einzelmenschen für sein Entstehen und Wachsen, für sein Reifen und seine Sinnerfüllung lebensnotwendig ist; es gibt weder innerhalb noch oberhalb des völkischen Lebensganzen irgendeine gemeinschaftliche Lebensganzheit, die denselben Höchstgrad an Selbständigkeit, an Vollständigkeit und Selbstgenügsamkeit in sich trüge. Zum lebendigen Volk gehören nicht nur die gliedhaften Einzelmenschen (Volksgenossen), sondern alle nötigen Lebensgebiete und Lebensfunktionen, in denen sich Werden und Sinn des Einzel Lebens erfüllt: völkische Religion, völkische Politik, völkische Lebens-, Arbeits-, Wirtschafts- und Rechtsordnung, Sprache, Kunst, Wissen, Erziehung samt ihren Organen... Volk trägt alle notwendigen Lebensfunktionen, Lebensformen und Lebensinhalte in organischer Ganzheit in sich und erzeugt sie aus sich durch seine schöpferischen Menschen.“ „Die entscheidende Ganzheit ist für uns also gegeben im deutschen Volk... das Volk ist für alle seine Glieder Lebensgrundlage, Lebens- und Schicksalsraum, in dem sie ihre persönliche Bestimmung, den Sinn ihres Lebens erfüllen“ (S. 52).

Kriek geht von ganz anderen Voraussetzungen aus

als Herder. Im letzten Ziel treffen sich beide Forscher in der Voraussetzung, die heute Grundlage nationalsozialistischer Weltanschauung ist, in der Überzeugung nämlich, daß Volk in seinen größten Taten und Erlebnissen nicht verstanden werden kann als Summe einzelner Individuen, sondern nur als organische Ganzheit. Bei Herder hat man den Eindruck, daß er die Volksseele in diesem Sinne empfindet, wenn man auch bei seinen begrifflichen Auseinandersetzungen das Gefühl hat, daß das Zusammenleben in der Ganzheit noch nicht überall klar gesehen ist. Das ist verständlich bei einem Manne, der neue Bahnen ging einer ganz anders gerichteten Welt gegenüber.

Kriek ist wie Herder ergriffen vom Leben einer neu werdenden Welt. Herder steht großenteils vor diesem Neuen, Kriek mitten drin. Kriek ist aber von diesem Strom neuen Lebens nicht hingerissen zu bloßer Gefühlsäußerung wie es manchen Männern der Romantik ging. Innerhalb der weiten Schau zergliedert er seine Darlegungen mit kritisch sichtigendem Verstand. Gerade in seiner „Völkisch-politischen Anthropologie“ tritt einem wohlthuend entgegen, daß sie sowohl aus frischem Erleben heraus wie auch klar und sachlich geschrieben ist. Man betrachte z. B. wie faßbar Kriek das Werden, Wachsen und Wirken der Gliedschaften des Volkes darstellt (2, 24): „Völker und ihre Gliedschaftsordnungen werden weder gegründet wie Vereine, noch gemacht wie Maschinen, sie stammen überhaupt nicht aus Gedanken und Zweck. Sie wachsen aber auch nicht wie der Organismus mit seinen Gliedern und Organsystemen. Sie gehen hervor im spezifisch geschichtlichen Werden aus dem gesamten Lebensauftrieb einer Gemeinschaft allein durch die Vielheit menschlichen Tuns, das vom Auftrieb angefüllt, getragen, geformt, bewegt wird... Ein Urbedürfnis steigert sich, drängt triebhaft, will zur Gestalt und Erfüllung — das ist die Wachstumsseite — und löst damit zahlloses einzelnes Zwecktun aus, das sich, ohne im Ganzen beabsichtigt, geplant und organisiert zu sein, doch schließlich gleichsam wachstumsmäßig zu einem sinnhaften Gefüge ordnet, normt, zu einer Linie reiht... So entstehen aus inneren, wachstumsmäßigen Ansätzen durch vielfach geregeltes Einzeltun, das gesteuert ist, in Sinnreihen von schöpferischen Handlungen, Völker, Staaten, Gliedschaftsordnungen oder Gliedschaftsverbände. Jeder Gliedschaftsverband hat eine lebensnotwendige Grundfunktion des Ganzen zum Sondergebiet ausgegliedert und ausgebreitet, in gemeinsame Richtung der Haltung und des Tuns gebracht, in Norm und Form geordnet, also Menschengruppen und ihr Tun nach dem Sein der zugrundeliegenden Ursfunktion zusammengeordnet.“

Diese Übersicht Krieks deckt sich durchaus mit dem, was die Volkskunde durch eingehende Untersuchung solcher Gliedschaften als geschichtliche Entwicklungen herausgearbeitet hat.

Es ist mir unverständlich, wie gerade gegen dieses

Buch Kriecks kürzlich in der Zeitschrift „Volk und Rasse“, 1937, S. 371 ff. der Vorwurf erhoben werden konnte, es sei unklar. Staatsminister a. D. Hartnacke wendet sich gegen Kriecks Auffassung vom Volk als ganzheitlichem Organismus. Hartnacke sagt: „Der Organismus Volk ist nicht die Verwirklichung einer einheitlichen biologischen Entelechie, sondern er wird dargestellt durch die mehr oder weniger geordnete Zusammenfügung vieler einzelner, biologisch äußerlich gleichgeordneter, aber qualitätsmäßig unterschiedlicher Wesen. Daß diese Zusammenfügung nach einheitlichem Willen geschieht, ist zunächst kein biologischer Zwang, sondern eine politische Zweckmäßigkeit oder auch Notwendigkeit.“ Dieser Satz entspricht meines Erachtens etwa der liberalistischen Auffassung, die das Volk als eine Summe von Einzelwesen darstellt, und widerspricht demnach offensichtlich der nationalsozialistischen Erkenntnis vom Volk als einer organischen Ganzheit. Durch politische Zweckmäßigkeit war die Staatsauffassung des Zweiten Deutschen Reiches bestimmt. Nach ihr entschieden damals die Regierenden. Führen im Sinne des Dritten Reiches ist aber etwas anderes als Regieren im Staate Bismarcks. Selbstverständlich muß auch das Handeln der Führenden heute zweck-

mäßig sein, aber die politische Zweckmäßigkeit ist im Ganzen nicht Ausgangspunkt, sondern das Volkstum und seine Bedürfnisse sind Triebkraft des politischen Handelns. Volkstum ist die Gesamtheit der Kräfte und Triebe, der Empfindungen und Gedanken, die unser ureigenes Wesen ausmachen, die das Rassenhafte unseres Volkes offenbaren, die unser Arteigenes sind, das was uns im Blute liegt, unsere Erbmasse. Aus solcher Gemeinsamkeit des Lebens schließt sich eine Gemeinschaft als Volk zusammen.

Das Volkstum ist zwar in seinen Äußerungen sichtbar, die Volksseele, die in ihm wirkt, aber ist nicht verstandesmäßig faßbar, kann aber erschaut und erlebt werden. Darum ist sie eine Wirklichkeit wie andere Lebenserscheinungen. Gerade heute sind wir so weit, daß wir nicht nur das, was sich dem Verstande erschließt, als Wirklichkeit nehmen, sondern auch, was wir als unfaßbar wirkende Macht in uns und draußen erleben. Es ist gerade das besondere Verdienst Kriecks, in dieser Hinsicht über verschwommene Vorstellungen und Ahnungen früherer Denker und Forscher vorgestoßen zu sein zu klarer Sicht der durch Erkennen und Erleben als Wirklichkeit faßbaren Ganzheit der Lebenserscheinung Volk.

Hartnacke contra Krieck.

Von Wilhelm Classen.

Kriecks Versuch, in seiner Anthropologie Grundwahrheiten der nationalsozialistischen Weltanschauung in die Ebene einer streng philosophischen Bestimmung und Formulierung zu erheben, wird jetzt, zwei Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes, von Hartnacke in Heft 10 von „Volk und Rasse“ zum Gegenstand eines Angriffes gemacht, wobei der Kriecksche Versuch in seinem Ansatz als verfehlt, in seiner Methode als falsch und in seinen Ergebnissen als untauglich ausgegeben wird. Da die Kriecksche Arbeit nicht eine unverbindlich irgendwo im Reich der Privatmeinungen herumschwebende Gelehrtenansicht darstellt, sondern aus dem kämpferischen Einsatz eines alten Nationalsozialisten und aus tätiger Anteilnahme an der Bewegung stammt, da sie mit einem grundsätzlichen und zentralen Anliegen der Bewegung selbst unlösbar verknüpft ist und da, wie Krieck im Vorwort der Arbeit sagt, die Ergebnisse von einer nationalsozialistischen Kameradschaft um Krieck miterarbeitet worden sind, wird der Hartnackesche Angriff aus der Ebene einer bloßen gegensätzlichen privaten Polemik herausgehoben: er ist ein Angriff auf den Versuch, eine nationalsozialistische Philosophie und mit dieser eine Erneuerung der überlieferten Wissenschaftsauffassung und -gesinnung aus den weltanschaulichen Grundlagen des Nationalsozialismus

heraus grundzulegen. Das gibt dem Hartnackeschen Angriff das besondere Gewicht.

Die wissenschaftliche „Gründlichkeit“, mit der Hartnacke seinen Angriff gegen Krieck vorlegt, könnte man eigentlich nur dadurch hinreichend charakterisieren, indem man sich Zeile für Zeile der „Bemerkungen“ vornimmt. Es gibt Strecken in diesen „Bemerkungen“, vor denen selbst jeder flüchtige Kenner der Krieckschen Anthropologie einfach fassungslos steht, weil Hartnacke hier Formulierungen und Erklärungen Kriecks einfach verändert oder verschweigt, um sich auf diese Weise freie Bahn für seine Polemik zu schaffen. Hierhin gehört beinahe alles, was Hartnacke über Kriecks Lehre vom Einzelnen, vom Volk und von der Rolle des Schicksals und der Geschichte wiedergibt. Im vorliegenden Aufsatz soll auf dieses Kapitel des Hartnackeschen Kampfes nicht weiter eingegangen werden. Wir greifen statt dessen zwei besondere Sachheiten der Auseinandersetzungen, denen vom Wissenschaftsstandpunkt eine zentrale Bedeutung zukommt, heraus in der Absicht, die Hartnackeschen Angriffe auf ihre wissenschaftliche Berechtigung zu untersuchen.

Hartnacke sagt zunächst: die Buchaufschrift „Anthropologie“ verspricht etwas, was der Inhalt des Buches gar nicht bietet. Wie kommt Hartnacke zu diesem Vorwurf, mit dem er Krieck in die Reihe jener Schelme

stellt, die mehr zu geben versprechen als sie tatsächlich können? Hartnacke antwortet: weil die „Anthropologie“ Kriecks etwas anderes gibt als eine „Naturlehre“ oder „Naturkunde“ vom Menschen. Unter der Hand hat hier Hartnacke (im Vertrauen darauf, daß es niemand merkt) aus dem feststehenden überlieferten Begriff einer philosophischen Anthropologie eine „Naturkunde“ oder „Naturlehre“ des Menschen gemacht. Muß man einem philosophiegeschichtlich auch nur einigermaßen bewanderten Partner noch klar machen, daß eine philosophische Anthropologie nicht eine „Naturkunde“ vom Menschen ist, daß sie das gemäß der Aufgabe aller Philosophie auch nicht sein kann, daß sie viel mehr als „Naturlehre“ ist, daß sie im Zusammenhang weltanschaulicher Wertungen ein Bild vom Menschen zu entwerfen hat, daß sie mit ihren Mitteln Grundlage, Sinn und Ziel der menschlichen Existenz schlechthin zu erhellen hat? Daß ihr Anliegen nicht das Anliegen fachwissenschaftlicher Einzeldisziplinen wie „Naturkunde“ und „Naturlehre“, Biologie, Rassenkunde, Erblehre, Physiologie, Psychologie ist, daß sie vielmehr von einem eigenen Standort aus die Ergebnisse dieser Einzelwissenschaften um einen zentralen Sinnkern ordnet und sie miteinander verwebt zu einem Gesamtbild vom Menschen, das der vorgegebenen Weltanschauung gemäß ist und das von einer Einzelwissenschaft — wie anmaßend sie sich auch gebärden mag — nicht aufgestellt werden kann? Noch nie seit dem Sokratischen „Erkenne dich selbst“ hat die abendländische Philosophie ihre Zentralfrage „Was ist der Mensch?“ verstanden als eine Frage nach jenem Hartnackeschen „Organismus Mensch“, der „aus ungezählten Zellen in gegenseitiger biologischer Abhängigkeit“ besteht, und gerade bei den arzeitigen deutschen Denkern, die als Mehrere der philosophischen Anthropologie in die Geschichte eingegangen sind, lag der Sinn der Frage nach dem Menschen in dem Bedürfnis und dem Willen, gemäß einer artechten Weltanschauung die philosophische Besinnung auf Wesen, Herkunft, Ziel und Sinnhaftigkeit der menschlichen Existenz zu ermöglichen: so bei Paracelsus wie bei Luther, bei Leibniz wie bei Fichte, bei Herder wie bei Goethe, bei Kant, bei Nietzsche, bei Dilthey bis hin zu den heutigen Vertretern der sogenannten Lebensphilosophien. Und das war auch das Anliegen und die Aufgabe Kriecks: nicht den Menschen als „Organismus aus ungezählten Zellen in gegenseitiger biologischer Abhängigkeit“ zu beschreiben (was ihm vielleicht das Lob von Herrn Hartnacke eingetragen, ihn aber sofort auch als schlechten Philosophen kompromittiert hätte), sondern mit einem philosophischen Bild vom Menschen, das der nationalsozialistischen Weltanschauung gemäß ist, Weisung, Halt und Sicherheit zu geben im Reich der Wirklichkeit wie in dem der Geltungen und Setzungen, die „Mitte“ aufzuweisen, von der aus im philosophischen Verstande der Sinn der eigenen (und zwar nicht privaten, sondern völkisch-politischen) Existenz klar wird, von wo aus die persönliche Entscheidung des einzelnen für die nationalsozialistische Weltanschauung auch demjenigen möglich wird, der für diese Entscheidung einer philosophischen Besinnung bedarf oder sich danach sehnt oder sich darum bemüht.

Daß ein solches philosophisches Bild vom Menschen als Zentralstück einer Philosophie zugleich auch den Ansatz für die Erneuerung aller Einzelwissenschaften (und durchaus auch zur Erneuerung der überlieferten „Naturkunde“ und „Naturlehre“) bietet, ist einleuchtend: es ist ja nichts anderes als die auf Form und Formel wissenschaftlichen Denkens gebrachte nationalsozialistische Weltanschauung selbst; es vertritt daher im Bezirk des Wissenschaftlichen den Anspruch der Weltanschauung, die Einzelwissenschaften von ihren Grundwahrheiten aus zu erneuern.

Krick hat bei seinem Entwurf eines philosophischen Bildes vom Menschen, das der nationalsozialistischen Weltanschauung gemäß zu sein hatte, den Menschen gefaßt im vollen Umfang seiner konkreten Existenz (und nicht im vollen Umfang einer begrifflichen Abstraktion, und auch nicht im beschränkten Umfang einer fachwissenschaftlichen Einzelperspektive), d. h. er hat ihn gefaßt als leiblich-seelisch-geistige Einheit und Ganzheit, als eigengesetzliche Individualität ganz ebenso wie als Glied im übergreifenden Organismus der völkischen Lebensganzheit. Das war auch die Aufgabe einer philosophischen Anthropologie, die unter der Verantwortung des Nationalsozialismus stand. Sie konnte überhaupt nur in Angriff genommen werden von einem Mann, der mit seiner Legitimation als Vorkämpfer der Bewegung, die bekanntlich in der Kampfzeit erworben wurde, auch die Legitimation als Philosoph mitbrachte. Was soll man angesichts dessen zu dem Angriff Hartnackes sagen, dessen Träger weder im einen noch im andern Betracht ernsthaft wird auf die gleiche Legitimation Anspruch erheben wollen? Von dem unwissenschaftlichen Versuch Hartnackes, der philosophischen Anthropologie vorzuschreiben, was sie zu tun und was sie zu lassen habe, einmal abgesehen: sein anderer Versuch, mit Hilfe eines aus fremdem Lager entlehnten Begriffs der „Naturkunde vom Menschen“ eine aus der nationalsozialistischen Weltanschauung und Bewegung hervorgewachsene philosophische Anthropologie in anmaßender Weise als unwissenschaftlich auszugeben und ihren Träger in der Öffentlichkeit als eine Art Dilettanten bloßzustellen, hat, menschlich gesehen, etwas Beschämendes an sich.

Krick nennt sein System „biologisch“. Das ist der zweite Punkt, der Herrn Hartnacke auf die Nerven geht. Krick nimmt in seinem Buche ein ganzes Kapitel, um den Begriff des Biologischen im philosophischen Sinne zu erläutern und ihn gegen den überlieferten Begriff, wie die Fachwissenschaft Biologie ihn (wenigstens in ihren älteren und z. T. überlebten Vertretern) verwendet, abzusetzen. Was Krick mit dem Begriff „Leben“ meint, führt er in einer fast ermüdenden Deutlichkeit genauestens aus: Leben ist ihm der zutreffende Ausdruck für die letzte Einheit alles Seins, im selben Sinne etwa, in dem in bestimmten Lagern des deutschen Idealismus die „Idee“ als letzte Einheit alles Seins ausgegeben wurde. Letzte Einheit alles Seins, darin die überlieferten Gegensätze von „Natur“ und „Geist“, mit denen die Philosophie so wenig hat anfangen können, aufgehoben sind. „Leben“ ist also im Zusammenhang der Krieckschen Philosophie ein Universalbegriff geworden, begriffliche Um-

schreibung für die tatsächliche Einheit der Gesamtwirklichkeit, zugleich aber — als Weltanschauungsprinzip — auch das Mittel zu einer letztgiltigen Deutung und Erklärung aller Wirklichkeit schlechthin. Die Erhebung des Lebensprinzips zur Mitte des philosophischen Systems, von Krieck aus Glauben, Gefühl, Anschauung und Wollen der nationalsozialistischen Bewegung vorgenommen, setzt diese Philosophie auch instand, den Natur-Geist-Dualismus und die Mechanistik — beides wesentliche Hindernisse auf dem Weg zu einem nationalsozialistischen Bild vom Menschen und der Welt — zu überwinden. Sie ist zugleich der zureichende Grund dafür, daß Krieck sein System biologisch nennt.

Herr Hartnacke zensiert demgegenüber: „Was Krieck biologische Weltanschauung nennt, ist keine biologische Weltanschauung, sondern schließlich eine rationalistische These, die Krieck irrtümlich für Biologie hält.“ Diese anmaßende Zensur muß sich ein Mann gefallen lassen, der in der deutschen Wissenschaft seit Jahrzehnten als der erklärte Gegner des Rationalismus gilt und der mit der Erhebung des Lebens zum alleinigen Deutungsprinzip der Wirklichkeit den Rationalismus gerade überwunden hat! Ohne Kriecks Erläuterung des Lebensbegriffs, die sich über 22 Seiten erstreckt, überhaupt zu beachten, macht sich Hartnacke zu einer Art Sachwalter einer biologischen Fachwissenschaft älteren Datums, monopolisiert wie ein eifersüchtiger Syndikus für diese den Begriff „biologisch“ und stellt gegenüber dem Anspruch Kriecks auf eine „biologische Weltanschauung“ fest: alles falsch. Es fehlt nur noch, daß er Krieck zuruft: Setz Dich! „So ist das Ergebnis, weil es die eraktwissenschaftlichen Grundlagen vermissen läßt!“ (Sagt Hartnacke!)

Wenn mit einem Philosophen über den Begriff des Lebens und über die Reichweite des Begriffs „biologisch“ gerechnet werden soll — eine Auseinandersetzung, die sehr fruchtbar sein kann — so wünscht man sich im Interesse der Ergiebigkeit dieser Auseinandersetzung als Partner des Philosophen einen Biologen. Herr Hartnacke wird aber nicht den Anspruch erheben wollen, als ausgewiesener Vertreter der Fachwissenschaft Biologie zu gelten, wie sehr er auch in seinen vorwiegend statistischen und schulpädagogischen Arbeiten sich die Ergebnisse erbbiologischer Forschungen zunutze gemacht haben und sie zweifellos auch nutzbringend angewandt haben mag. Wie aber eine Auseinandersetzung über den Begriff Leben und über den Geltungsbereich des Wortes biologisch vor sich geht, wenn sie von gleichrangigen Partnern aus Philosophie und Biologie vorgenommen wird, dafür liegt ein gutes Beispiel vor in dem „Zwiegespräch über völkisch-politische Anthropologie und biologische Ganzheitsbetrachtung“ zwischen Krieck und Alverdes, Marburg, in Heft 2, Jahrgang 1937 der Zeitschrift „Der Biologe“. Man lese die Ausführungen des Biologen Alverdes neben denen Hartnackes, und man hat den Unterschied zwischen einer vorbildlich sachlichen und darum für beide Teile ergiebigen Wissenschaftsausschließung im Dienst an einer gemeinsamen Aufgabe — und einer außerwissenschaftlichen, abschätzigen Polemik sofort auf der Hand.

Soviel Zensuren Hartnacke Krieck erteilt, soviele wissenschaftliche Fehltritte, Zug um Zug. Soll der gleichen „Kritik“ tatsächlich einer echten „Wissenschaftsjorge“ entspringen? Ist die Unzulänglichkeit eines vermeintlichen Sachwalters fachwissenschaftlicher Belange eine zureichende Erklärung dafür, daß der Versuch, von der nationalsozialistischen Weltanschauung her eine neues Welt- und Menschenbild aufzustellen, in der Öffentlichkeit kompromittiert werden darf durch die Behauptung, das Unterfangen sei unwissenschaftlich? Kehrt hier das beliebte Argument der Reaktion wieder: es lasse sich vom Boden der nationalsozialistischen Weltanschauung überhaupt nicht philosophieren? Oder jenes andere, daß alle Weltanschauungslehre von einer „Naturlehre“ des Menschen monopolisiert werden müsse? Eins ist sicher: das Bemühen um philosophische Erfassung, Formulierung und Systematisierung von Grundwahrheiten der nationalsozialistischen Revolution steht erst in den Anfängen und wird noch auf Jahrzehnte hinaus die erste Aufgabe einer ersten Generation deutscher Philosophen bleiben, und gerade Krieck ist weiter als mancher andere nach gleichem Ziel strebende Denker davon entfernt, seinen Versuch als letztgiltiges Dogma auszugeben. Um so bedauerlicher und unverzeihlicher ist es, wenn diese Versuche, die der kameradschaftlichen Mitarbeit, der Muße, der Ruhe, der Ermunterung und des Zuspruchs (statt einer unwissenschaftlichen und abschätzigen Polemik) bedürfen, von Außenstehenden gestört werden.

Wie sehr aber Krieck auf dem richtigen Wege ist bei dem Versuch, mit seiner Anthropologie eine dem Nationalsozialismus gemäße Philosophie aufzubauen und gleichzeitig damit auch den Weg zu einer Erneuerung der Wissenschaften aufzuzeigen, dafür gibt es außer Herrn Hartnacke auch Beurteiler, deren Kompetenz, Kraft Herkunft, Leistung und Verantwortung außer Zweifel steht. Wir lesen in der Zeitschrift „Die Hochschulmannschaft Weilburg“, vom 1. Juni 1937, aus einer Rede, die Reichserziehungsminister Rust in Weilburg am 1. Juni 1936 gehalten hat:

„Ich bin bewusst von Heidelberg hierhergekommen, wo in den letzten Tagen Forscher der ganzen Welt zur ältesten deutschen Reichsuniversität zusammenkamen, um deren 550. Geburtstag zu feiern. Da habe ich gemeinsam mit dem ehemaligen Dozenten Ihrer Hochschule, als sie noch in Frankfurt lag, mit Ernst Krieck, versucht, der Welt das neue Fundament zu zeigen, auf dem auch die deutsche Wissenschaft steht und baut, zusammen mit ihm, der einst als Rufer nationalpolitischer Erziehung hier wirkte und heute der geistige Führer einer nationalsozialistischen Jungmannschaft an der Hochschule ist. Als ich vor einigen Stunden Heidelberg verließ, da ist es mir schicksalhaft erschienen, daß gerade dort diese Worte gesprochen sind.“

Die Rede Kriecks, auf die der Reichserziehungsminister hier anspielt, und die mit einer anderen Rede, die der Minister auf der gleichen Universitätsfeier hielt, zusammen den Höhepunkt der Heidelberger Feier ausmachte, war nichts anderes, als die gedrängte Wiedergabe der Krieckschen — Anthropologie.

Die Entstehung der badisch-schweizerischen Grenze.

Wie Badens Grenze nach dem Elfaß zu, so wird auch seine Südgrenze, einige Einbuchtungen abgerechnet, in erster Linie durch den Rhein gebildet, der, in gewaltigen Windungen einherfließend, im Anschluß an den Bodensee alemannische Stammesgenossen politisch voneinander trennt. Badens Grenze nach der Schweiz hin hat eine Länge von 262 Kilometern, von der zwei Drittel gut auf den Rheinlauf selbst entfallen, das letzte Drittel dagegen auf die Grenzlinie der rechtsrheinischen schweizerischen Gebiete bei Stein, Schaffhausen, Eglisau und Basel.

Die beiden Ufer des Hochrheins gehörten ehemals eng zueinander; bis in die Neuzeit hinein bedeutete der Rhein keine politische Grenze. Wie schon die Römer sich den Besitz des einen Ufers durch die Besetzung auch des andern gesichert hatten, so ließen sich die Alemannen ebenfalls gleichzeitig auf beiden Ufern des Stromes nieder. Wirtschaftlich waren beide Ufer stets eng aufeinander angewiesen, auch noch nachdem die schweizerische Eidgenossenschaft ihren Machtbereich bis an das Flußufer herangeschoben hatte. Häufig fand ein Austausch der beiderseitigen Uferbewohner statt. Als 1548 Konstanz unter österreichische Herrschaft gekommen war, wanderten zahlreiche protestantische Gewerbetreibende nach der Schweiz aus und verlegten dorthin ihre Fabriken. Umgekehrt zogen nach dem Dreißigjährigen Krieg viele Schweizer aus den protestantischen Kantonen Basel und Bern nach dem südlichen Schwarzwald, wohin sie ihren Arbeitsmarkt verlegten. Seit dem Jahre 1680 kamen Züricher Herren regelmäßig allmonatlich nach Todtnau im Wiesental, brachten Rohbaumwolle und ließen sie dort von Hand spinnen. So fand die Textilindustrie über den Rhein her ihren Einzug in unser Land. Am Bodensee kreuzten sich seit jeher die Handelsstraßen aus allen Richtungen; zahlreiche Brücken dienten dem Verkehr von Ufer zu Ufer. Von Konstanz aus zogen Handelsleute beider Ufer abwechselnd zu Wasser und zu Land bis Basel und von hier mit ihren Waren zur Frankfurter Messe, nach Mainz und Köln. War auch der Rhein zwischen Schaffhausen und Basel infolge der Felsenschwellen und Stromschnellen für einen durchgehenden Güterverkehr nicht hervorragend geeignet, so hat sich doch die Handelschiffahrt dort bis in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts erhalten. Schiffe, bis zu 50 Tonnen tragend, fuhrten aus der Schweiz, von Freiburg, Bern, Zürich, Luzern, Glarus, Wallenstadt und Schaffhausen auf der Aare und dem Rhein zu Tal. Oberhalb Laufenburgs wurden die Schiffe ausgeladen. Die Waren wurden auf Karren unterhalb des Laufens gebracht, die Schiffe dagegen an Stricken durch den schäumenden Lauf herabgelassen. Alleinberechtigt zur Vornahme dieser Arbeit war die Gilde der Laufenknechte. Die Flößerei hat sich auf dem Rheine, abwärts der Aaremündung,

noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten. Dem Transport auf der Bahn gegenüber konnte sich diese uferverbindende Schifffahrt auf unserem Hochrhein allerdings nicht erhalten.

Kommt also dem Hochrhein die Eigenschaft eines scharf trennenden Grenzflusses nicht zu, wie noch an vielen Beispielen besonders wirtschaftlicher Art gezeigt werden könnte, so wird uns auch der Verlauf der badisch-schweizerischen Grenze, die an vier Stellen von der durch den Rhein gezogenen Naturgrenze zu unserem Nachteil gegen Norden abspringt, nicht wundernehmen. Wir erkennen aus diesem Grenzverlauf, wie gering der scheidende Einfluß selbst eines so großen Flusses sein kann. In allen diesen Fällen handelt es sich um wichtige Rheinübergänge, die als zum Teil befestigte Brückenorte in der Geschichte eine mehr oder weniger wichtige Rolle gespielt haben und heute für den Verkehr ganz besonders wertvolle Punkte bilden. In den Zeiten deutscher Schwäche und politischen Zerfalls sind alle diese rechtsrheinischen Gebiete in fremde Hände gekommen und nur ein wichtiger Platz auf dem linken Rheinufer gehört noch zu Deutschland — Konstanz. Im folgenden sei nun diese über den Rhein vorgeschobene Grenzlinie und ihre Entstehung des weiteren erläutert.

Ohne irgendwelche Rücksichten auf gegebene natürliche Verhältnisse zieht sich die Grenze zwischen dem Kanton Schaffhausen und Baden hin. Es ist eine rein konventionelle Grenze, welche aus diplomatischen Erwägungen heraus entstand. Sie verläuft auf ihrer ganzen Ausdehnung rechts vom Rhein durch das Bergland des Randen und umschließt in zahlreichen Krümmungen der Reihe nach die drei Parzellen, aus denen sich der Kanton zusammensetzt; von den beiden kleineren Parzellen liegt die eine, Stein—Kamsen, östlich, die andere, Buchberg—Küdlingen, südlich des Hauptgebietes von Schaffhausen. In der Hauptparzelle sind ferner die beiden badischen Teile, Büdingen und Verenauf, eingeschlossen. An die Parzelle Buchberg—Küdlingen grenzt das nördlich des Rheins gelegene Stück des Kantons Zürich, das Rafzerfeld genannt; hier befindet sich der wichtige Brückenort Eglisau. Zwischen Eglisau und Basel bildet der Talweg des Rheines die vertraglich festgelegte Grenzlinie. Auf der Schweizer Seite stoßen Teile der Kantone Zürich, Aargau, Baselland und Baselstadt an die Grenze. In gewundenem Laufe strömt hier der Rhein durch ein breites Tal, das zwischen den Ausläufern des Schwarzwaldes und des Juras eingebettet ist. Es weist eine größere Anzahl mehr oder minder wichtiger Brückenorte auf; solche sind Eglisau, Kaiserstuhl, Rheinheim, Koblenz, Laufenburg, Stein—Säckingen, Rheinfelden und Basel. Etwas oberhalb Basel springt die Grenze gegen Norden bis an die Wiese vor, indem sie zuerst am Westrande des Dinkelbergs in die Höhe steigt und nach Bildung eines nordöstlich gerichteten schmalen Zipfels

westwärts zur Wiese zieht. Diesem Flusse folgt die Grenze jedoch nicht bis zu seiner Mündung, sondern sie wendet sich vorher noch nordwärts, dabei den Ort Klein-Hüningen umschließend.

Als sich infolge der Verbindung mit Zürich im 14. Jahrhundert das Gebiet der Eidgenossenschaft bis an den Rhein hin ausdehnte, ging alles Trachten der Schweizer dahin, den Strom womöglich vom Bodensee bis Basel als Nordgrenze zu bekommen. Die Eroberung des Aargaus 1415 brachte sie ihrem Ziele einen großen Schritt näher. Sie unternahmen auf Drängen des Kaisers Sigismund, bei Anlaß des Konzils von Konstanz, einen Waffengang gegen den geächteten Herzog Friedrich von Österreich und drangen dabei in dessen Besitzungen im Aargau ein. Dieser wurde leicht erobert und teils Eigentum der Städte Zürich, Bern und Luzern, teils als „Gemeine Herrschaft“ gemeinsam verwaltet. Nur das Fricktal, von dem noch später die Rede sein wird, blieb österreichisch. Immer mehr begann dann die Eidgenossenschaft ihre Ausdehnung bis an die Rheinlinie und den Bodensee ins Auge zu fassen. St. Gallen und Appenzell wurden enger mit dem Bunde verknüpft, ja sogar auf das rechtsrheinische Ufer richtete sich schon die Begehrlichkeit der Eidgenossenschaft. Mit Schaffhausen und Stein am Rhein wurden Bündnisse geschlossen. Im Jahre 1460 wurde dazu noch von ihnen der fruchtbare Thurgau erobert, besonders auf Antrieb des mit Herzog Siegmund von Österreich verfeindeten Papstes Pius II. Auch der Thurgau wurde zuerst wie der Aargau zur gemeinen Herrschaft gemacht. Damit hatten die Eidgenossen Österreich seiner letzten großen Besitzung jenseits des Rheines beraubt; mit Ausnahme von Konstanz, Basels und des Fricktales hatten sie das ganze linke Rheinufer gewonnen. In immer weiterem Ausgreifen gelangten die Schweizer schon über den Rhein hinüber zur Verbindung mit dem vom Adel bedrängten Mülhausen im Elsaß. Das führte schließlich 1468 zur Belagerung des festen Waldshut, wohin sich die — Mülhausen und den Eidgenossen feindlichen — Adligen zurückgezogen hatten. Hätte sich damals die Stadt Waldshut nicht so tapfer verteidigt und sich nicht als eine wahre „Zut des Waldes“ bewiesen, so würde heute die deutsch-schweizerische Grenze über die Gipfel des Schwarzwaldes ziehen.

Im südlichen Schwarzwald war es den Eidgenossen nicht gelungen, festen Fuß zu fassen, nun wandten sie ihr Augenmerk auf andere, für sie bedeutende rechtsrheinische Punkte. Sie erkannten dabei ganz richtig die Tatsache, daß ein Strom nur dann Aussicht auf Verteidigung gewährt, nur dann eine günstige strategische Grenze ist, wenn der Verteidiger im Besitze beider Ufer ist. In erster Linie war es daher den Eidgenossen nun darum zu tun, die drei großen städtischen Brückenorte Konstanz, Schaffhausen und Basel, nebst ihren rechtsrheinischen Besitzungen sich anzugliedern. Jahrzehntlang bemühten sich die Schweizer, dieses Ziel zu erreichen, von recht ungleichartigem Erfolg aber wurden diese Bestrebungen gekrönt.

Die Stadt Konstanz war seit langem in Freundschaft mit den Eidgenossen verbunden, als sie um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, noch vor Ausbruch des sogenannten Schwabenkrieges zwischen Kaiser Maxi-

milian und den Schweizern den Anschluß an die Eidgenossenschaft erwog. Die Verhandlungen, die in diesem Sinne gepflogen wurden, zerschlugen sich aber, weil damals die Landkantone jedem städtischen Zuwachs abgeneigt waren. So wurde Konstanz denn im Schwabenkrieg zum Hauptquartier der Kaiserlichen, statt Vorposten der Eidgenossen zu sein. Im Jahre 1500 waren es diese nun, die neue Verhandlungen mit der Stadt anregten. Diesmal stellte Konstanz im Bewußtsein seines Wertes so hohe Forderungen für seinen Eintritt in den Bund, daß die Schweizer darauf verzichteten. Die Stadt wurde nun 1510 durch ein Bündnis ganz an Österreich gefesselt. Als 1799 der Kanton Thurgau geschaffen wurde, beanspruchte die damalige Helvetische Republik Konstanz für den neuen Kanton, jedoch vergeblich. Mit dem Verzicht Österreichs auf seine Vorderländer im Preßburger Frieden 1805 fiel Konstanz an Baden. Markgraf Karl Friedrich sollte der Schweiz die Stadt verkaufen; dieser ging aber nicht auf den Handel ein. Den letzten Versuch zur Gewinnung von Konstanz unternahm die Schweiz auf dem Wiener Kongreß. Am Widerstand des Großherzogs von Baden und dem Widerwillen der Verbündeten, auf die Frage einzutreten, scheiterte er.

Mehr Erfolg als bei Konstanz hatte das Liebeswerben der Eidgenossen bei Schaffhausen und Basel. Die Rheinstadt Schaffhausen kam im Jahre 1330 unter österreichische Hoheit und blieb es bis 1415, als Kaiser Sigismund sie durch einen Freiheitsbrief ans Reich zurücknahm. Schon im 14. und 15. Jahrhundert befaß sie die sämtlichen Landgebiete, die heute den Kanton Schaffhausen ausmachen. Im 15. Jahrhundert rang sich in Schaffhausen die Erkenntnis durch, daß das Wohl der Stadt und ihre Entwicklung am ehesten durch Anschluß an die aufstrebende Eidgenossenschaft gefördert würden. Unter den eidgenössischen Orten war es insbesondere Zürich, das eine Annäherung an Schaffhausen wünschte, da dieses als Brückenkopf zur Deckung der Stadt Zürich gegen einen feindlichen Angriff von jenseits des Rheines von besonderer Wichtigkeit war. Die gegenseitige Annäherung führte am 1. Juni 1454 zu einem Bündnis von Schaffhausen mit Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus auf 25 Jahre, dem am 6. Dezember ein Bündnis Zürichs und Schaffhausens mit Stein am Rhein folgte, wodurch ein weiterer wichtiger Rheinübergang in den Machtbereich der Eidgenossen kam. Seitdem blieb die Politik Schaffhausens mit derjenigen der Schweizer verflochten. Während des Schwabenkrieges kam der militärische Vorteil beträchtlich zur Geltung, der der Eidgenossenschaft aus dem Bündnis mit Schaffhausen erwuchs. Nach dem Kriege kam nun dieser Ort endgültig ein um Aufnahme in den Bund; im Jahre 1501 wurde sie vollzogen, und so ging auch diese ehemalige Reichsstadt dem Deutschen Reich verloren.

Seit dem Jahre 1291 schon stand Basel mit Luzern im Bunde. Die Lage am Gotthardweg hatte die beiden Städte zusammengeführt, und die Entwicklung der prinzipiellen Feindschaft gegen Bischof, Adel und Österreich in Basel drängte in der Folgezeit die Bürgerschaft zum Zusammengehen mit den Eidgenossen. Mit diesen schloß also die Stadt im 14. Jahrhundert

eine Reihe von Bündnissen. Im 15. Jahrhundert versuchte Frankreich, Basel für sich zu gewinnen. Dieser Plan wurde vereitelt durch den Sieg der Eidgenossen in der Schlacht von St. Jakob an der Birs am 26. August 1444. Obwohl Basel als deutsche Reichsstadt im Schwabenkriege (1499) verpflichtet gewesen wäre, dem Kaiser gegen die Schweizer zu Hilfe zu kommen, verhielt es sich völlig neutral. Die eidgenössischen Heerführer, die sich der großen Bedeutung des Platzes Basel wohl bewußt waren, wandten sich mit der dringenden Aufforderung an den Rat der Stadt, er solle sich zum Anschluß an die schweizerische Eidgenossenschaft entschließen. Der Rat aber beharrte auf seiner Neutralität, wofür Basel allerdings von keiner Seite Dank erntete. In der Stadt gab es zwei Parteien, die sich lebhaft befehdeten: die einen waren für den Anschluß an die Eidgenossen, die anderen waren dagegen. Im Frühjahr 1501 aber trugen die Freunde der Eidgenossen den Sieg davon, und am 13. Juli 1501 kam es zum Abschluß des „ewigen Bundes“. Die Stadt samt der dazu gehörigen Landschaft und den rechtsrheinischen Gemeinden Klein-Züringen, Riehen und Bettingen fügten somit den starken Eckstein in die schweizerische Nordwestgrenze ein.

Um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts war also der größte Teil des Hochrheinlaufes zur Grenze zwischen der Eidgenossenschaft und dem Deutschen Reiche geworden, an manchen Stellen umschloß die Grenze sogar schon weite rechtsrheinische Gebiete. Jetzt verblieb von dem früher so ausgedehnten linksrheinischen Besitze dem Hause Österreich nur noch das zwischen Rheinfelden und Koblenz gelegene Stück, das sich im Fricktal stark gegen Süden ausbuchtete. Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts war das Fricktal mit den Städten Rheinfelden und Laufenburg samt dem Hinterland in den Besitz der Habsburger übergegangen und bildete einen Bestandteil ihrer vorderösterreichischen Lande. Bis in die neueste Zeit stieß es als Keil in das Schweizer Gebiet hinein, nachdem der Aargau und Basel schon lange der Schweiz gewonnen waren. Im Frieden von Lunéville, 1801, trat Österreich das Fricktal an Frankreich ab, welches es 1802 der Helvetischen Republik übergab. 1803 wurde das Fricktal an den neuen Kanton Aargau angegliedert. So war nun die ganze Rheinlinie von Graubünden bis Basel, mit Ausnahme von Konstanz, in schweizerischen Besitz übergegangen. Seither blieb die deutsch-schweizerische Grenze unverändert.

Am Rhein.

Die Sonne ging hinunter.

Die Hardt steht blau im Duft.

Das ist die Zeit, wo leise es
zur stillen Feier ruft.

Und sich, in dunklen Wassern
glühts tausendfältig auf.

Das Gold der Nibelungen
klingt glockenhell herauf.

Am Ufer stehen Pappeln,
Schildmänner starr aus Stein.
Und durch die Dämmerung geistert
das Lied vom deutschen Rhein.

Friedrich Roth.

Die romanische Baukunst am Oberrhein.

(4. Folge.)

III. Die Abteikirche Schwarzach.

Ein wohl erhaltenes romanisches Baudenkmal am Oberrhein und eines der letzten großen Werke der Hirsauer Schule ist die Abteikirche in Schwarzach. Stolz erhebt sie sich über die grünen Fluren der flachen Rheinebene und gibt dem Beschauer schon von der ferne die klare Gliederung der Bauteile einer romanischen Basilika zu erkennen. (Abb. 18.)

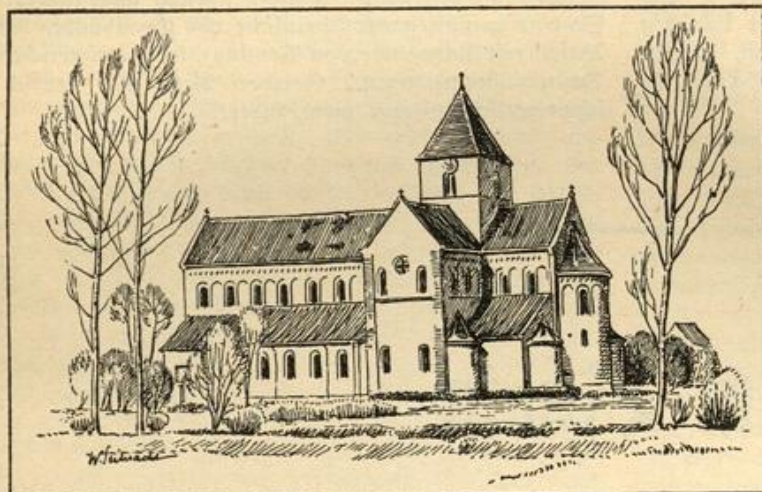


Abb. 18. Abteikirche Schwarzach.

Die Klostergründung geht bis in das 8. Jahrhundert zurück und erfolgte fast gleichzeitig mit der Grundlegung des Benediktinerklosters Reichenau auf der Rheininsel Arnulfsau im Unterelsaß durch den Einsiedler Arnaldus. Sein Schirmherr und Gönner, Graf Ruthard von Alemannien, stiftete dieses Kloster, das etwa 748 zur Vollendung gelangte und von Bischof Seddo (Etto) von Straßburg eine Bestätigungsurkunde erhielt.

Aber schon im Jahre 835 unter Guido, dem 10. Abte, ereilte das Kloster ein tragisches Geschick und fiel einer völligen Plünderung und Brandschatzung anheim. Die Mönche flohen auf das rechte Rheinufer. Mit Erlaubnis Kaiser Ludwigs, der der Fromme genannt wird, und mit tatkräftiger Unterstützung des Grafen Erchanger errichtete Abt Guido unweit der Mühlbach (Schwarzach) auf dem heutigen Gemarkungsgewann Velttern eine neue Abtei. Diese wurde durch den 837 in Aachen abgehaltenen Reichstag bestätigt, erhielt namhafte Privilegien und als Ersatz für die verlorenen Güter linksseits des Rheins neue Besitzungen.

Späterhin erfolgte eine abermalige Verlegung des Klosters an die Stelle, wo es heute noch steht

(Schwarzach). Unter Abt Burkhardus (1209 bis 1229) wurde die Abtei erneut ein Raub der Flammen. Er baute das Kloster auf demselben Platze wieder auf. In einer Handschrift (408) des Landesarchives zu Karlsruhe steht folgende Notiz: „Bei Bischof Bertholden zu Straßburg, so ein Herzog zu Teck aus Schwaben gewesen, ist das verbrunnene Kloster Schwarzach gleich wieder von neuem zum hüpfen und flöstlichsten erbawet worden ungefährlich im Jahre 1220.“ Der heute noch stehende Kirchenbau stimmt stilistisch mit dem neu errichteten in den meisten Teilen überein.

Die Kirche ist eine dreischiffige Säulenbasilika der romanischen Blütezeit und trägt über der Vierung einen quadratischen Turm mit pyramidalem Dach. Die Choranlage mit den beiden Nebenchören verrät vor allem den untrüglichen Einfluß der Hirsauer Sanct-Peter-und-Paul-Kirche. (Abb. 19.) Es unterscheidet sich hier nur der halbkreisförmige Apsidenschluß der drei Chöre von dem geradlinigen Abschluß des dortigen Hauptchores und der etwas kürzeren Nebenchöre. Zwei weitere Apsiden befinden sich ebenso wie in Hirsau an den Querschiffarmen der Ostseite. Der eine davon, am südlichen Querschiff, ist heute leider nicht mehr vorhanden und durch einen nüchternen Sakristeibau ersetzt. Im 18. Jahrhundert wur-

den auch die Seitenschiffwände aus dem Bedürfnis nach Raumgewinnung etwas nach außen gerückt. Abgesehen von diesen baulichen Veränderungen repräsentiert der stattliche Bau eine einheitliche Schöpfung jener Zeit.

Ein hoher, kräftig profilierter Sockel umgürtet das Mauerwerk. Halbkreisförmige Mauerblenden zieren die Fassaden und dienen als Hauptmittel der Flächengliederung gleichzeitig zur Einrahmung der Rundbogenfenster. Unterhalb der Traufen läuft ein durch Lisenen unterbrochener Rundbogenfries. Langhaus, Querschiff, Chor und Chorapsis erhalten durch diese treffliche Anordnung eine für jene Stilperiode so typische Belegung. Rundbogenfenster und Vierpaßfenster an den Querschiffgiebelseiten nehmen das Licht für das Kircheninnere auf.

Die Westfassade ist turmlos und erhält eine stark betonte Markierung der Haupt- und Seitenschiffelder durch vier aus dem verköpften Sockelband aufsteigende Lisenen, deren mittlere zwei im Hauptschiffgiebel in einen Bogenfries übergehen. Die Gesamtdisposition der Westfassade zeigt außer dem schönen Portal etwas merkwürdige Eigenheiten der romanischen Spätzeit. Allzu stark ist die Belegung der un-

teren Hauptschifffläche im Gegensatz zu dem oben un-
gegliederten Giebel. Zwischen den Lisenen sind Blend-
bogen gespannt, wovon der mittlere, überhöhte das
Portal umrahmt. Neben den äußeren Blendbogen,
auf Kämpferhöhe, springen kräftige
Konsolen als Träger eines Gebälkes
hervor und deuten auf das Vor-
handensein eines Paradieses (Vor-
halle) im Sinne der Hirsauer An-

Mauermasse sinnfälliger erscheinen und geben dem
Kircheneintritt einen großen, formalen Ausdruckswert,
etwas Einladendes und Einfangendes.

Besondere Beachtung verdient schließlich das Hoch-
relief einer Dreifigurengruppe im Bogenfeld; in
der Mitte der thronende Christus mit erhobener, seg-
nender Hand als dominierende Figur, zu dessen Seiten
die zwei Kirchenpatrone, den Kopf dem Erlöser auf-
merksam zugewandt. Wenn auch die plastische Ein-

ordnung in das Bogenfeld nicht
völlig geglückt ist, so ist doch die
Figurengruppe an sich eine vortreff-
liche Komposition und ein schönes
Beispiel süddeutscher Plastik im
Geiste der spätromanischen Zeit.

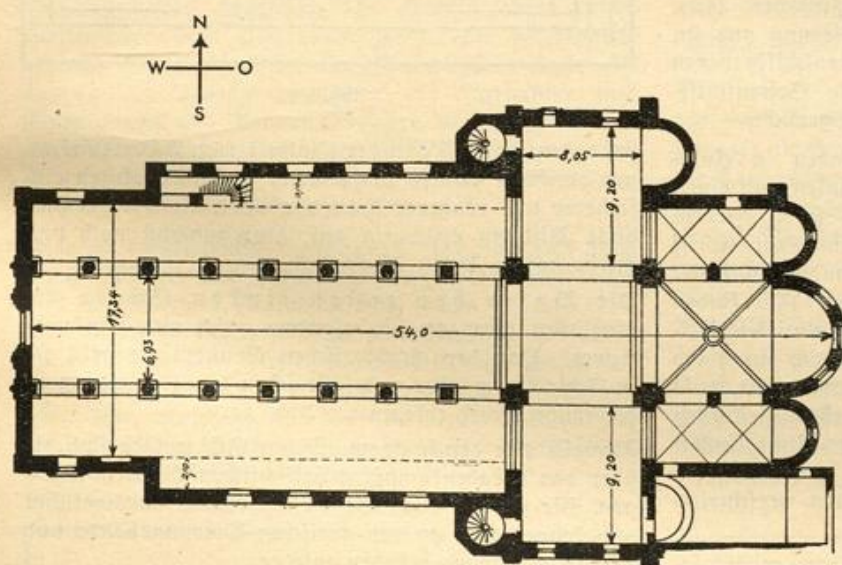
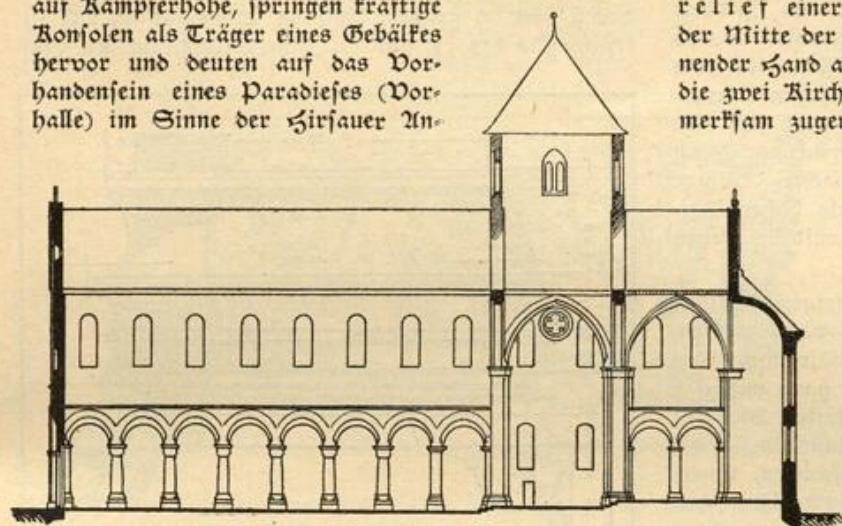
Jene Zeit lebte noch im Ornamen-
talen und schuf die menschliche Figur
mehr als Träger einer Gebärden-
sprache. Das ganze Dasein war an
das tiefreligiöse Leben gebunden und
verlangte noch wenig nach Aufschlüs-
sen über die menschliche Gestalt. Die
Ursache der lange darniederliegen-
den plastischen Kunst lag noch an
der damaligen Geringschätzung der
äußeren Welt und in der Bindung
an die Tradition der Spätantike,
die lange Jahrhunderte ein plasti-
sches Formgefühl — verglichen mit
der klassischen Kunst — nicht auf-
kommen ließ. Eine Beherrschung
der menschlichen Anatomie war ihr
noch fremd. Erst mit dem allmäh-
lichen Einströmen neuer Quellen und
Anregungen aus Frankreich und aus
Byzanz befaßte man sich immer mehr
mit der Betrachtungsweise der natür-
lichen Welt. Handels- und Pilger-
fahrten nach dem Orient und nament-
lich die Zeit Barbarossas und der
nachfolgenden Geschlechter weckten
das Interesse an der plastischen
Formensprache.

In der deutschen Plastik des 13. Jahr-
hunderts gewinnt erst die menschi-
che Gestalt wachsendes Verständ-
nis, und man erkennt in ihrer Würde
und Schönheit eine Offenbarung.

Was der Meister hingegen in dieser

Plastik geschaffen, verrät noch tiefe religiöse Ge-
bundenheit und strenge, der Architektur sich unterord-
nende Haltung ohne Beachtung der menschlichen
Proportionen.

Die durchgeistigten Köpfe mit hochgewölbten Brauen
und flachliegenden, weitgeöffneten Augen sind von
geadeltm Ausdruck. Der Körper ist steif, unbewegt,
frontal gerichtet, zur Architektur erstarrt. Die Füße
sind flach, stilisierend frei nach unten gestreckt und
gleichsam schwebend von der Erde losgelöst. Die über
die herabfallenden Schultern gelegten Gewänder er-
halten feinste Faltung und Linienführung. Die Fi-
guren sind Träger einer eindringlichen Gebärden-
sprache und trotz mangelnder menschlicher Anatomie
von einem tiefen seelischen Ausdruckswert. —



aufgenommen W. Seilnacht.

Abb. 19. Abteikirche Schwarzach.

lage. Auch die vor die mittleren Lisenen gelegten
Halbsäulen mit Laubwerk gezierten Kapitelle hatten
eine tragende Funktion und lassen das Vorhandensein
eines Vorhofes vermuten.

Das Portal selbst ist von stattlicher Wirkung und
erfreut das Auge vermöge seiner gesetzmäßig klaren
Proportionen. Das Profil des hohen Mauersockels
ist, wie diese Fassung schon in Hirsau geschah, als
kräftig wirkender Rahmen um das Portal herumge-
führt. Durch eine Folge von rechtwinkligen Rück-
sprüngen mit eingefügten Halbsäulen erhält das Portal
das im romanischen Stil so sehr beliebte Nischenmotiv
in meisterhafter Durchbildung und in wirkungsvoller
Tiefe. Der das Portal einfassende Sockel und die ab-
getrepten Einsprünge lassen die Mächtigkeit der

Das Mauerwerk der Kirche besteht an der Westfassade aus gut geschichteten Quadersteinen, im übrigen teils aus regelmäßigen Bruchsteinen und Ziegelsteinen. Selbst der obere Teil der Westfassade ist neben den Quadern aus Ziegelsteinen hergestellt. Es ist verwunderlich, daß am Fuße des Schwarzwalds, wo es an Haussteinbrüchen nicht fehlte, Backsteine in dem Format von 34/31/7 cm an großen, äußeren Mauer teilen verwendet wurden. Vielleicht findet sich eine Erklärung darin, daß die durch Bedrückung, durch politische Wirren und Brände verursachte Notlage der Abtei es nicht gestattete, die damals hohen Verfrachtkosten der aus dem Schwarzwald bezogenen Steine zu tragen.

Das Innere der Basilika ist in seiner Schlichtheit, Strenge und in seiner wohlproportionierten, lichten Geräumigkeit von erhabener Wirkung. Der Disziplinierung des Ordens entspricht ganz und gar die formale Durchbildung der Einzelteile. Auf der Grundform des lateinischen Kreuzes entwickeln sich die Räume: Mittelschiff mit zwei Seitenschiffen, Querschiff mit Apsiden, Vierung, dreiteiliger Chor mit halbkreisförmigem Apsidenschluß. Das strenge, gebundene, quadratische System, wie im Hirsauer Bauprogramm, kommt hier noch in der Vierung und im Langhaus zum Ausdruck. Auch die Seitenschiffe waren ursprünglich diesem unterworfen. Die Seitenschiffwände wurden aber später nach außen gerückt.

Das Mittelschiff ruht auf Arkaden in Halbkreisform, die beiderseits über sechs Säulen und einen Pfeiler vor der Vierung gespannt sind. Jedem Arkadenbogen entspricht ein Fenster im Seitenschiff und eines im Hauptschiff. Über die Rundbogen führt ein kräftig profiliertes Horizontalgesims. Wir finden diese Teilung des Mittelschiffsraumes an vielen Beispielen der romanischen Kirchen, teils durch ein Band mit Schachbrettmuster oder mit Rankenornament, teils durch ein profiliertes Gesims gebildet. Die Helligkeit steigert sich nach oben; ein verklärendes Licht breitet sich durch die oberen Langhausfenster unterhalb der Decke aus. Alle Konturen und Schatten verschwimmen gleichsam im Äther.

Die Schiffe sind flach gedeckt. Die Kirche gehört somit zu der Gruppe der romanischen Stilstufe, die sich nur wenig über das Ideal der frühromanischen Generationen hinaus entwickelte.

Die Säulen sind in ihrer gedrungenen, stämmigen Form ganz ähnlich denen von Hirsau und tragen Würfelkapitelle mit plastischem Schmuck. Im 11. Jahrhundert sind die Würfelkapitelle noch durchweg glatt, wie z. B. in St. Michael in Hildesheim, in St. Maria im Kapitol in Brauweiler bei Köln, in Hirsau u. a., und erhalten erst im 12. Jahrhundert auf ihren Flächen phantastische Ornamente von Laubwerk und Götter, das sich durch die Jahrhunderte allmählich entwickelt hat. Das Würfelkapitell ist eine typisch deutsche Schöpfung. Frankreich kennt das Würfelkapitell kaum und lebt von wenig schönen Umbildungen des korinthischen Kapitells mit vielfach häßlichen Tier- und Menschendarstellungen.

Die hier geschaffenen Kapitelle sind mit plastischem Laubwerk und durchzogenen Bändern reich und edel verziert. (Abb. 20.) Die weit ausladenden

Deckplatten erhalten teils Schachbrettmusterdecoration, teils ein mit Wulst und Kehle geformtes Profil.

Die Basis — aus der antiken Kunstform mit runden Wülsten und Kehlen und Viereckplatte überkommen — wächst hier zu großem Umfang und Höhe an und ist typisch für das 12. und 13. Jahrhundert. An den vor-

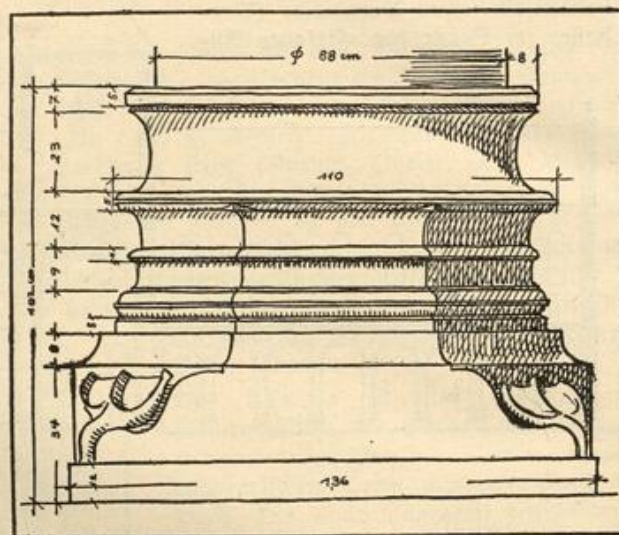


Abb. 20.

stehenden freien Ecken der Platte treten Eckverstärkungen zwischen Wulst und Platte, zu Blattvoluten einfacherer und reicherer Art umgebildet. Um 1100 kommt diese Bildung erstmalig auf, aber zunächst noch primitiv, wie z. B. in Alpirsbach.

Die Basis der ersten linken Säule am westlichen Eingang ist besonders reich und fein profiliert. Von der quadratischen Grundplatte geht sie in Achteckform über und läßt schon die Überleitung in die frühe Gotik erkennen. (Abb. 20.)

Beweisstücke der spätromanischen Stilperiode sind die über den Arkadenkämpfern befindlichen Volutenbildungen. Sie sind an allen Bogen konsequent durchgeführt und kehren auch an den gotischen Vierungsbogen und an den Chorraumarkaden wieder.

Die Vierung mit dem Querhaus ist flach gedeckt. Auffallend sind die über die Vierungspfeiler gespannten gotischen Vierungsbogen. Andererseits ist auch die Annahme berechtigt, daß diese gotischen Bögen schon vorhanden waren und in die gleiche Bauzeit wie die übrigen Teile fallen. In anderen Kirchen gleichzeitiger Erbauung — also im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts — treten die gotischen Elemente schon fast durchweg auf, wie z. B. in dem Prämonstratenser Kloster Allerheiligen. Das Querschiff ist geräumig und hell. Seine Länge von 27,50 m entspricht etwa der halben Gesamtlänge der Kirche (54 m). Die Kapitelle der Vierungspfeiler und ebenso diese am Hauptchorapsidebogen sind mit demselben Bogensfries geziert wie die Konsolen und Kapitelle an den beiden mittleren Lisenen der Westfassade. Die Kreuzgewölbe im Chor sind erneuert. Für diesen waren von Anfang schon Kreuzgewölbe vorgesehen, wie dies die Ecksäulen der Vierungspfeiler und des Hauptapsis anzeigen. Ebenso dienen die kräftigen

Halbsäulen an der Rückseite des Chorzwischenpfeilers zur Aufnahme von Gewölberippen. Von den fünf ursprünglichen Apsiden mußte die am südlichen Querhaus befindliche einem modernen Sakristieanbau weichen. Querschiff und Chor mit Apsiden erhalten durch die reichlichen Fenster eine günstige Lichtverteilung. Die Anlage von zwei Nebenchören ist offen-

aufgebaut. Er trägt die Jahreszahl 1752. Darauf erfolgte die Ausführung einer Kanzel, einer prunkvollen Orgel (1755) auf der westlichen Empore des Langhauses und eines reichen, schmiedeeisernen Chorgitters. Anlässlich der letzten Restaurierungen am Chor und Querhaus durch Geheimrat Prof. Dr. Durm wurde die im 18. Jahrhundert ausgeführte Stück-



Abb. 21. Doppelsäule im Kreuzgang: „Vier Jahreszeiten“.

bar eine Übernahme von dem Hirsauer Bauprogramm. Die Hauptchorwände sind ebenso wie in Hirsau durch Doppelarkaden aufgelöst. In Cluny waren diese Seitenchöre vom Chorraum durch eine geschlossene Mauer abgetrennt. In die Seitenchöre zogen sich damals die Mönche ungesehen zur Vornahme von Geißelungen und Andachtsübungen zurück. Entweder hörten die strengen Busübungen der Frühzeit auf oder man behalf sich mit Vorhängen, die an die Arkadenöffnungen angebracht wurden.

Eine durchgreifende bauliche Veränderung erfuhr Kloster und Kirche im 18. Jahrhundert unter Abt Bernhardus Steinmetz und seinen Nachfolgern. Die Akten hierüber sind im Landesarchiv in Karlsruhe aufbewahrt. Mit dem Klosterneubau mußte der Kreuzgang, eines der edelsten Beispiele spätromanischer Zeit, verschwinden. In Karlsruhe aufbewahrte Reste wie einfache und Doppelpapitel und Säulenbasen geben davon noch Zeugnis.

decke wieder entfernt, ferner der Hauptaltar an die südliche innere Querhausseite verlegt, wodurch die frühere Einheitlichkeit und Gesamtwirkung des Kircheninneren wieder einigermaßen zurückgewonnen wurde.

Vom zerstörten Kreuzgang verblieben uns nur noch Bruchstücke schöner und edler Säulenbildungen, die in den Karlsruher Kunstsammlungen und in der Technischen Hochschule aufbewahrt werden. Es sind dies Säulenfüße, einfache und gekuppelte Kapitelle in der Kelchform der romanischen Blütezeit von musterhafter plastischer Durchbildung. Eine besondere Abart der romanischen Kunst sind diese gekuppelten Kapitelle, die an die rheinische und sächsische Schule erinnern. Sie zeigen teils reinen vegetabilen Schmuck durch tiefgezahnte, lanzettförmige Blätter oder langgestielte gotisierende Blattknäuse, teils figürliche Darstellungen wie Drachen, Masken mit Blattwerk. (Abbildung 21, 22, 23.)

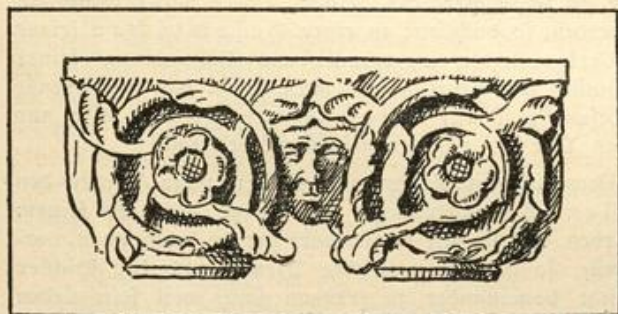


Abb. 22.



Abb. 23.

Die Kirche wurde in den Seitenschiffen verbreitert und mit einer Stuckdecke und sonstigen Stuckierungen ausgestattet. Geschnitzte Barockstühle — mit der Jahreszahl 1700 — befinden sich heute noch im Chorraum und der Chorapside. Letztere mußte zur Aufnahme dieser Stühle in Achteckform ausgespitzt werden. Ferner wurde im Hauptchor ein mächtiger Hauptaltar, ein prunkvolles Meisterstück der Barockzeit,

fassen wir die kunstgeschichtliche Betrachtung unter dem Gesichtswinkel der damaligen kulturellen Verhältnisse des rechts- und linksrheinischen Gebietes zusammen, so kommen wir zu folgendem Ergebnis: Die Abtei Schwarzach stand sowohl unter dem Einfluß der schwäbischen Schule (Hirsau), wie dies schon eingangs in bezug auf die Grundrißgestaltung usw. erwähnt wurde, als auch auf die elsässische Schule. Das

linksrheinische Gebiet zeigte einen erheblich stärkeren geistigen und kulturellen Aufschwung. Davon geben die fünf Bischofsitze und die vielen staufischen Denkmäler auf dem linken Rheinufer deutliches Zeugnis. Die Beziehungen des Klosters zu den Bischofsstädten Straßburg und Speyer sind sicherlich nicht ohne Einfluß geblieben. Dazu gab der linksrheinische Sitz des zahlreichen Kleinadels Anlaß zu einer vielgestaltigen Baukultur. Das Elsaß ist überaus reich an Kunstformen. Die Übernahme des Spitzbogens und der Wölbung unter Verwendung von Kreuzrippen in dem Chor der Schwarzacher Kirche dürfte mit ziemlicher Sicherheit vom linksrheinischen Nachbargebiet stammen. Elsaß hatte die Spitzbogen und Kreuzrippen schon frühzeitig aus der Lombardei erworben. Die Technik des Ziegelbaues dürfte auch auf diesem Wege über das Elsaß nach Schwarzach gelangt sein. Im übrigen verhielt sich das Elsaß gegenüber der bereits in Frankreich herrschenden gotischen Gesinnung noch

lange zurückhaltend und blieb dem bisherigen Baucharakter bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts treu. Spitzbogen und Kreuzrippen, die im Elsaß schon sehr früh auftraten, bedeuteten noch keine grundlegende Reform der gesamten baulichen Struktur im gotischen Sinne. Es behielt die unüberwindliche Schwere der Mauermassen, die gedrungene Haltung der Bauglieder, die ruhigen Raumverhältnisse bei, wie dies auch deutlich in der Schwarzacher Kirche zu erkennen ist. Vorbildlich mag für Schwarzach auch der im Elsaß so charakteristische Vierungsturm gewesen sein, der heute noch an so zahlreichen Kirchen dort erhalten ist. Unter den Einflüssen der schwäbischen und elsässischen Baukunst entstand in der Schwarzacher Abteikirche ein beachtliches romanisches Baudenkmal, das im Schema des Aufbaues und in der Grundrißanlage konservativ geblieben ist, im einzelnen aber Schmuckelemente der romanischen Blütezeit und gotisierende Einzelheiten erhielt.

Alfred Suggenberger.

Zum 70. Geburtstag des alemannischen Bauerndichters am 26. Dezember 1937.

Von Oskar Bischoff.

Wohl hat die Dichtung über das Bauernleben in Deutschland, nachdem der Führer dem Bauernstand sein altes Recht und seine Ehre zurückgegeben hatte, einen mächtigen Aufschwung erfahren, doch dürfen wir die Vorkämpfer deutscher Bauerndichtung, die in all ihren Werken unverfälschtes Bauerntum schöpferisch gestaltet, kämpferisch hochgehalten und ritterlich verteidigt und durch schwere Zeiten zu uns hergetragen haben, nicht vergessen. Ich erinnere an den Schweizer Jeremias Gotthelf, an den Niederdeutschen Gustav Frenssen, an den Steiermärker Peter Kossegger.

Auf den erprobten Leistungen und treu-gerader Haltung der Älteren bauen unsere gegenwärtigen Dichter, die bäuerliches Leben, mit all seinen Fehlern und Begrenzungen, dem Städter und Landmann — dem ganzen Volke also — nahebringen, weiter. Sie gehen einen steinigen und steilen, aber dankbaren Weg; sie sind sich ihrer großen Aufgabe bewußt: das Vollmenschentum des deutschen Bauern dichterisch zu erfassen und die schicksalhafte Größe und opferbereite Dienlichkeit des Standes in den Herzen aller bewußt werden zu lassen und zu verankern.

Einer der echten unter denen, die diese althergekommene Verpflichtung weiterführen, ist der Alemanne Alfred Suggenberger, der Mitte

Mai beim Sebelmäbli in Hausen mit dem deutschen Sebelpreis ausgezeichnet wurde.

Es ist schön und angebracht, einen Dichter bei passenden Gelegenheiten etwas „ins Licht zu rücken“. Wenn er es schon verdient, seinem Volke nahegebracht zu werden, so doch nur in einer Gesamtschau seines Werkes, in der eine detaillierte „Behandlung“ seiner Bücher unwesentlich sein muß, wenn das vorliegende Gesamtwerk auf einen Kenner gebracht, also nur das Wesentliche gesagt werden soll.

Wenn ich im folgenden mit ein paar Worte den Mensch Suggenberger und einige Züge aus seinem Leben, wie sie mir ungeordnet gerade beikommen, vorstelle, so darum: weil der Mensch und der Dichter nicht voneinander zu trennen sind, weil sein Leben nicht hinter seinem Werke zurücksteht: Leben und Werk sind gleichgewichtig, sind einander bedingt, steigern sich eins durchs andere, das eine entfaltet sich nicht trotz des anderen, sondern durch das andere, sind also zusammen sein Ausdruck und der Gegenstand seiner menschlich-dichterischen Gestaltung.

Alfred Suggenberger — geboren am 26. Dezember 1867 in Bewangen im Thurgau — lebt als Dichter-Bauer in Gerlikon bei Frauenfeld in der Schweiz und steht heute noch — als Siebzjähriger — vom ersten Zahnschrei bis zum Tagausläuten auf eigenem

Grund und Boden, müht sich mit Pflug und Sense wie ehedem seine Eltern und Voreltern, wie jeder andere Bauer auf nachbarlichem Acker. Er ist nicht in die Stadt gezogen oder hat den Pflug ins Eck gestellt wie andere, als sie zu Ruhm gekommen waren; er ist dort geblieben, wo er hingehört: im engen Zirkelschlag der Heimat, auf gesegneter heimatlicher Scholle, um die tagtäglich hart gerungen werden muß! Die Worte, welche Wernher der Gärtner den alten Bauernmeier zu seinem Sohn Helmbrecht sprechen läßt: „Bebau das Feld, bleib bei dem Pflug, dann nützeft du der Welt genug!“, gilt für den bodentreuen Alemannen als ungeschriebenes Gesetz.

Dreißig Jahre ist Zuggenberger alt, als die ersten kleineren Arbeiten von ihm erscheinen. Knapp zwei Jahrzehnte später wird die erste Ernte gesammelt in die Scheune eingefahren: „Sinterm Pflug. Gedichte eines Bauern.“ — „Die Augen und Sinne waren mir gemach aufgegangen für die geheimen Lustgeschenke der Feldarbeit, für die Poesie des Pflügens, des Mähens. Ich erlebte die wunderbare Ergriffenheit, die ein Gang durch den Sommerwald, der Sauch der heiligen Gottesfrühe auslösen kann, das heimliche Zwiegespräch mit abgesehenen Vorfahren, die schon Jahrhunderte vor mir auf gleichem Boden gekarstet, Garben gebunden und an ihrem Leben herumstudiert haben.“

Mitten und unmittelbar aus der Arbeit wachsen seine Dichtungen. Und da muß es nicht heißen wie bei andern Dichtern „Der Pflug — die Sense — der Acker — der Baum“, sondern er spricht von „m e i n e m Pflug — m e i n e r Sense — m e i n e m Acker — m e i n e m Baum“.

Zuggenbergers Gedichte sind wie keimstarke Samenförner, die in der Seele anderer und damit in der des Volkes wachsen und reifen können zu lebendiger Entfaltung. Knapp und klar, wie eine hohe Sommernacht, ist seine Sprache. Er weiß dem Klingen in allen Bauernseelen und -herzen greifbare Gestalt zu geben und mit einfachen Worten alles ins Wesentliche zu schauen. Er hat die Verbundenheit mit den Ahnen, die ihm so lebendig sind als würden sie immer noch da sein und das Tagewerk streng und gläubig überwachen. Heilig ist ihm das Erbe, das ihm die Vorfahren in Obhut gegeben. In seinem Gedicht „Bauernerbe“ sagt er all das aus, was in allen Bauern unbewußt klingt:

Über die Scholle, an der wir so hangen,
Sind so viele Menschen gegangen,
Haben geackert und gesät,
Haben gelbes Korn gemäht.

Satt und gebeugt ist mancher geschritten,
Mancher hat heimlich Sehnsucht gelitten,
Fragende Augen blickten stumm
Nach geahnten Wundern sich um.

Stammerlippen regten sich leise —
Ungefunen blieb die Weise,
Sanft wie fernes Glockengeläut
In des Alltags Not und Streit.

Dankend möcht ich die Hand euch geben,
Allen, die auch ein hartes Leben
Nicht zu stumpfen Knechten gemacht!
Ihr gebt dem Acker heimliche Macht.

Eure Lieder, die nie befreiten,
Geistern über die Felderbreiten.
Und der Müdling, bedrückt und froh,
Lauscht versonnen: was klingt denn so?

Er liebt die Erde aus einem ritterlichen, bereiten Herzen, stark und aufrichtig. Er weiß um das harte Tagewerk der Bauern — weil er selber einer ist. Aber sie sollen nicht „verstoßt und verbohrt“ werden, und er bittet den Herrgott, „daß sie mitten im strengsten Schaffen, ja in großen Kümernissen noch in den schönen Himmel hinaufstaunen können ... den Vögeln beim Nestbau zuzusehen ...“ — Sie haben keinen Feierabend mit einem halben Duzend Stundenschläge wie andere, die Bauern; dunkel schon ist es, wenn sie heimwärts schreiten mit Pferd und Wagen. Ihnen gehört nur der Sonntag, an dem sie eins werden können mit ihrem Herrgott. Froh und heiter ist dieser Tag und still auch wieder wie draußen der Acker, heute wie ehedem bei den Vorfahren. Zuggenberger besingt die heitere Stille des „Bauernsonntags“ (in seinem zweiten Gedichtbuch „Die Stille der Felder“) und schließt:

Sinnend steht ein Bäuerlein
Zwischen den Ackerbreiten,
Lauscht, wie der Wind mit den Ähren spricht,
Ahnt den Sonntag — und sieht ihn nicht
Lächelnd vorüberschreiten.

Zuggenberger hat uns auch eine große Bauernhand voll Romane und Erzählungen geschenkt. (Die Bauern von Steig — Dorfgenoßen — Die heimliche Macht — Der Kampf ums Leben — Die Geschichte des Heinrich Lentz — Die Frauen um Siebenacker — um einige zu nennen.)

Als Erzähler steht er Peter Kosegger am nächsten, doch ist er weit tiefer im Bäuerlichen, am Quell seiner Kraft, verwurzelt als dieser. Tief reichen des Dichters Wurzeln in die mütterliche Scholle hinab: aus den gesegneten Feldern seiner Heimat, und darüber hinaus aus dem unendlichen deutschen Bauernland will er seinem Volke die Nahrung des Leibes und Herzens schöpfen und geben.

Die Verwurzelung in Boden und Blut ist das tragende Grundelement für den dichterischen Schöpfer. Feld und Wiese und Wald, Hof und Dorf, das weite, weite Bauernland leben ihr Jahr, blutbedingt hineingebunden in die gewachsene Ordnung der Gezeiten werken die Menschen ihr mühsames Tagewerk von der Saat bis zur Ernte.

Alfred Zuggenberger, der Ränder unverwässerten bäuerlichen Lebens, trägt stolz und aufrecht den Glauben an die Größe des deutschen Bauerntums nicht als ein Geheimnis, sondern als eine heilige deutsche Pflicht unerschütterlich durch die Zeiten. Seine Dichtung ist nicht allein Abbild des Bauernlebens: sie ist an keine Zeit gebunden und steigert sich zugleich zum Sinnbild der natürlichen Weltordnung; sie ist ewig alt und ewig neu und lebt wie eine große Offenbarung über alle Zeiträume hinaus.

Sinweis auf ein Buch.¹ / Von Helmut König.

Die Betrachtung deutscher Kunst ist nicht in erster Linie eine Sache der Ästhetik, sondern der Deutschkunde. Die bildende Kunst ist gleichsam die sichtbare Sprache unseres Volkes und wie Sprache und Dichtung eine Offenbarung seines Wesens. Dies hat Dehio zum Grundgedanken seiner „Geschichte der deutschen Kunst“ gemacht. Der Geld dieser Geschichte ist nicht die Abstraktion „Kunst“, sondern das deutsche Volk. Dehios Werk ist uns ein reicher, unentbehrlicher Besitz geworden. Aber seit 1914, wo Dehios erster Band schon abgeschlossen war, ist die Wissenschaft doch vorwärtsgekommen, das Bild des deutschen Menschen hat sich gewandelt, entscheidend und revolutionär in der völkischen Selbstbestimmung der letzten Jahre. „Die deutsche Geschichte, auch jene der Kunst, wird zur Zeit umgeschrieben. Nicht erst zu schreiben, wohl aber umzuschreiben ist diese Geschichte.“ Dies macht sich Wilhelm Pinder zur Aufgabe, als Forscher bekannt und heute auf den repräsentativen Lehrstuhl der Berliner Universität berufen, ein kraftvoller Deuter von tiefem und weitem Blick und nicht nur der Fachwissenschaft, sondern schon je dem Ganzen des deutschen Volkes verantwortlich dienend (Blaue Bücher, Inselbücherei).

Die Werke deutscher Kunst als Sprache deutschen Wesens, als Anruf und Weckruf der deutschen Seele, gehören natürlich auch in die Schule. Aber nützen wir diese Sprache im Deutsch- und Geschichtsunterricht auch immer und ernstlich? Der Lehrer bedarf zur Verwirklichung der alten Forderung des großen Überblicks, um das jeweils Bezeichnende in persönlicher Wahl auslesen zu können. Er wird da immer noch zu Dehios meisterlichem Werk greifen, wo er die gleichmäßige Darstellung und die für die Schule so nützlichen Querverbindungen zu den geschichtlichen Voraussetzungen der Kunst findet. Aber für unsere heutige geschichtliche Lage, wo „Geschichte umgeschrieben“ wird, ist Pinders Buch eine unschätzbare Hilfe.

Diese Anzeige kommt spät, nicht zu spät jedoch für ein Buch mit einer Aufgabe auf Dauer und weite Sicht. Sie hat das Pinderische Werk bei all seiner Gegenwartsbezogenheit. Es greift klar und männlich in die vor zwei Jahren besonders heftig geführte und zuweilen in gefährliche Übertreibungen sich verstreigende Diskussion ein, wie weit die Geschichte unseres Volkes „deutsch“, wie weit „überfremdet“ sei, und es hat wohl einen Teil seiner klärenden Aufgabe schon erfüllt. Rosenberg, Dr. Goebbels, der Führer selbst haben zudem in kulturpolitischen Reden zu verstehen gegeben, daß es nicht angeht, über „leuchtende Gestalten der deutschen Geschichte“ ein schulmeisterliches Verdikt auszusprechen. Pinder streitet für „das geschichtliche Selbstbewußtsein der Deutschen, dafür daß ihre Geschichte nicht zu bereuen, sondern zu bejahen ist“. „Wir sind nicht verhinderte Skandinavier, sondern Deutsche.“ Was uns aus Zerfunft und Begegnung möglich wurde, war zweierlei: der monumentale Steinbau und die Gestaltung der Erscheinungswelt im Bild.

Um die Wesenszüge der deutschen Kunst zu erfassen, legt Pinder eine lehrreiche Bestandsaufnahme dessen zugrunde, was Deutsche ausschließlich oder zuerst geschaffen haben, z. B. das Weltgericht, die Pietà, das Würfelkapitell, die erste reine Landschaft. Er verzichtet redlich auf eine leicht eingängige Formel für das Deutsche wie „formlosigkeit“ oder „romantisch“. Verzicht auf die Meinung, als ob große Raumausdehnung an sich schon ein ästhetischer Wert sei, der graphische und der musikalische Charakter, ein dichterischer Sagetrieb und der nordische Trieb zu musikalischer Polyphonie — darin verwalten wir allein das nordische

¹ Pinder, Die Kunst der deutschen Kaiserzeit bis zum Ende der staufischen Klassik. Geschichtliche Betrachtungen über Wesen und Werden deutscher Formen, Leipzig 1935. Verlag E. A. Seemann, 409 S., 184 Abb., geb. 24 RM.

² Vgl. die instruktiven Beiträge von Seilmacht, Die romanische Baukunst am Oberrhein. „Die badische Schule“ 1936, S. 234, 254, 275 und im vorliegenden Heft.

Erbe! — und schließlich der gläubige Dienst: das sind nach Pinder die Wesenszüge der deutschen Kunst.

In seiner Darstellung behandelt Pinder nicht jede Epoche gleichmäßig, er wendet sich gerade den weniger anerkannten, den heute bedrohten Zeiten zu, also mehr der karolingischen und salischen.

Karolingische Kunst. Es läßt sich erweisen, daß auch bei grundsätzlicher Hinwendung zum Mittelmeerrischen die Baugesinnung, die Raumgliederung deutsch ist (Aachen), ja im Gegensatz zum Römisch-Altchristlichen steht (Basilika). Die Germanen waren bildlos, trugen aber als Verwandte der Griechen die Möglichkeit zum Bilde in sich, sie verwirklichten sie an christlichen, also ursprünglich fremden Vorstellungen. Doch übernehmen sie keine Bilder, der vordere Orient ist ja bildfeindlich; mit der Verbilligung des christlichen Gehalts entschieden wir zugleich über den Sinn des Dargestellten. So wurde ursprünglich fremdes angeeignet, d. h. etwas Eigenes.

Ottotonische Kunst. Die Sachsenkaiser verwirklichten als erste die rein deutsche Volkseinheit, und sie, nicht die Franzosen übernehmen den Gedanken des Römischen Reiches, „weil sie die Stärkeren waren“. Gefahr und Unglück waren die Folge, aber ohne Gefahr keine Größe. Auch ihre Kunst hatte die europäische Führung: St. Michael in Hildesheim. Deutschland hinkt in der Ausbildung des „romanischen“ Stils hinter Frankreich nicht nach.

Salische Kunst. Sie hat wie jede große Kunst die politische Lage zur Voraussetzung. Salische Tragik: der Vater, Heinrich III., säubert und beherrscht die Kirche, macht sie stark; die Gestärkte wendet sich mit aller Macht gegen den Sohn, Heinrich IV. Cluny, im Kampf um ein reines Christentum vom Kaiserhaus zuerst unterstützt, wird Trägerin der kaiserfeindlichen Macht. Aber Speyer erhebt sich als ein Trutz-Cluny (Dehio). Die Kunst Bundesgenosse einer großen Politik! Cluniasensische Wirkung war politisch und künstlerisch verhängnisvoll. Die Hirsauer ergriff ein fremder, monchischer Geist, und sie versagten sich die Kunst des Wölbens. Eine Überraschung der Metronusopfer aus Gerrode, Bild des niederdeutschen Menschen und die erste echte Plastik im weiten Rund des mittelalterlichen Europa. Er sollte nicht weniger vertraut sein als die Köpfe der Olympiagiebel.

Stauferzeit. Weltbejahung und Gläubigkeit, im Ottotonischen noch eins, im Salischen tragisch getrennt, gelangen im Staufertum noch einmal zu glücklicher Wiedervereinigung. Die Ganzheitlichkeit der adligen Lebensauffassung ermöglicht erstmals einen echt plastischen Stil. Kein Klassizismus, sondern Klassik. (Die Meister von Bamberg, Straßburg und Naumburg.) Für manchen zuerst befremdlich, aber überzeugend ist Pinders Darlegung unseres Verhaltens zur Gotik. Die Gotik, von den uns teilweise rassegleichen Normannen erfunden, ist nicht eigentlich deutsch. Die Deutschen haben die scheinbare Vernichtung der Masse abgelehnt. Sie haben das Problem durch Gliederung gelöst und durchaus gleichwertig. Um 1250 haben sie dann allerdings nachgegeben, doch alsbald in deutschem Sinn Veränderungen vorgenommen.

Das Wort „romanischer Stil“ vermeidet Pinder nach Möglichkeit. Es wäre zu wünschen, daß sich die Stilbegriffe „karolingisch“, „ottotonisch“ usw. einbürgerten. Sie sind sachlich richtig, was von „romanisch“ kein Mensch mehr behauptet. Es ist ihnen auch sofort eine deutsche Wirklichkeit zugeordnet. — Lang ist es der deutschen Kunstwissenschaft nachgegangen, daß sie an der italienischen Kunst ihre Methoden entwickelt hat. Davon ist freilich Dehio schon völlig frei. Aber Pinder gelingt es doch in vielen Fällen, das Eigendutsche schärfer zu fassen. Und das ist das Entscheidende an diesem Buch. Nie ist vielleicht so leidenschaftlich darum gerungen worden. Unbehelligt von Minderwertigkeitsgefühlen, von Wunsch- und Reuträumen ist es ein tapferes Bekenntnis zur Ganzheit der deutschen Geschichte.